Der neue Emil oder von der Erziehung nach bewährten Grundsätzen.

— A teneris adſueſcere multum eſt.

Dritte Auflage.

Erlangen
verlegts Wolfgang Walther. 1774.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

An

den Freyherrn

von Seckendorf

Herzoglich Stuttgartischen

Regierungsrath ꝛc.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Als ich den neuen Emil zum ersten male in die Welt schickte, empfahl ich ihn unserem Lepper, in der gegründeten Erwartung, daß er Fehler, die ich übersehen, an ihm bemerken und bessern würde. Aber es scheint, daß er ihn gar nicht gefunden habe. Unterdessen sind ihm doch die Urtheile anderer nützlich gewesen, und ich wage es, Ihnen, vortrefflicher Mann, denselben nunmehr vorzustellen. Alle Ursachen, die ich dazu habe, darf die Welt nicht wissen.

Aber das darf sie wissen, daß ich aus langer Kenntniß Sie also liebe und hochschätze, wie gewiß wenige Personen in der Welt geliebt und hochgeschätzet werden.

Euer Hochfreyherrl. Gnaden

G. d. 8. April.
1770.

ganz eigener
J. G. H. F.

An

seinen alten und hochgeschätzten Freund

Herrn

Lepper

einen verdienstvollen Hofmeister.

Werthester Freund!

Wie lange ist es nicht schon, seit dem wir einander nicht mehr geschrieben? Und doch haben sich seit dieser Zeit etliche dergleichen Veränderungen mit mir zugetragen, als wir zu Gelegenheiten einander zu schreiben, ausersehen hatten. Aber wie sollte ich Ihnen auch schreiben, da ich Ihren Aufenthalt nicht wußte? Vor einem halben Jahre erfuhr ich durch unsern lieben K* daß Sie Sich in Amsterdam befänden, und Ihre vortreflichen Talente noch immer zu dem würdigen Geschäffte der Erziehung anwendeten. Aber mehr konnte er mir nicht sagen. Und so wußte ich noch immer nicht, wie ich ihnen einen Brief zubringen könnte. Itzo, da ich ein Buch in die Welt ausgehen lasse, bey welchem ich mich so oft an Sie erinnerte, oder besser zu sagen, an welchem Sie fast mehr Antheil

haben,

haben, als ich selbst, kam ich auf den Einfall, einen Brief an Sie vordrucken zu lassen, in der Hoffnung, daß Ihnen doch ein Exemplar davon zukommen würde. Und wenn Sie diesen Brief für eine Dedication annehmen wollen, so haben Sie Recht dazu, und machen mir ein Vergnügen. Doch ehe wir weiter vom Buche reden: so hören Sie das Neueste von meinen Schicksalen. Wenn ich ein wenig unbescheidener wäre, so könnte ich sagen: mein Aufenthalt muß Ihnen aus den Journalen und Zeitungen bekannt seyn, u. s. w. Aber, in Wahrheit, es ist noch sehr wenig, was die gelehrten Zeitungen von mir haben melden können; und ich kann es Ihnen verzeihen, wenn Sie von meinem Ruhme noch kein Wort wissen. Unterdessen bin ich in einem Amte, wie ich mir es immer gewünschet habe. Ich bin glücklich verheyrathet. Ich habe einen Garten, bin gesund, und kann also,

nach

nach unserem Plane glückselig seyn. Wenn Sie mir werden geantwortet haben, sollen Sie mehr erfahren. Nun vom Buche. Den ersten Gedanken dazu gaben Sie mir ehemals in einem Ihrer Briefe, wo Sie über den bekannten **Emil** des **Rousseau** das Urtheil fälleten, er verdiene nicht verbrannt, sondern ausgebrannt, und zu einem neuen Werke umgeschmolzen zu werden. Ganz war dieß nun wohl die Absicht bey meinem neuen Emile nicht. Aber doch zum Theil; sehen Sie nun, wie gut ich es getroffen. Niemand wird es mir besser sagen können, als Sie, mein Theuerster. Die Personen in meiner Geschichte werden Ihnen meistens kenntlich seyn. Den Emil werden Sie am allerwenigsten verkennen; obgleich der vierjährige und der zwölfjährige nicht eine Person, sondern nur Brüder sind. Den redlichen L* eben auch nicht. Beym Namen müssen Sie

Sich

Sich nur nicht aufhalten. Der Mann, mit dem Sie bey Tische, aus Ermangelung eines für ihn schicklichern Discourses, von den ienischen Baßgläsern, und dergleichen Dingen reden mußten, und noch einige uns vorgekommene Charaktere dieser Art haben hier eine Person vorstellen müssen.

Der zweyte Theil kann bald nachfolgen. Emil wird da in die Gemeinde der Christen feyerlich eintreten. Ein zurück gekehrter verlohrner Sohn leget sein Glaubensbekenntniß ab. Ich habe dann meinen Lehrling zum Umgange mit der Welt zu bilden, von Freundschaft, Sitten und Lebensart mit ihm zu reden. Diese Absicht räth mir, unseren Aufenthalt itzt in einer Residenz zu nehmen. Der Unterricht wird wissenschaftlich. Wir besuchen eine Universität. Es folgen philosophische Reisen, und der wichtigste Theil der Unterweisung. — — Zu letzte

viel-

vielleicht etwas von der Erziehung des Frauenzimmers. Doch ich will aufhören anzukündigen.

Leben Sie wohl mein Freund, und setzen Sie mich bald in den Stand, Ihnen mehr sagen zu können. Der Verleger kann Ihnen Nachricht von mir geben, und Ihre Briefe bestellen.

Im März 1768.

der Verf.

Von der Erziehung
nach
bewährten Grundsätzen.

Erstes Buch.
Von der Erziehung bis ins zehnte Jahr.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erstes Capitel.

Muster einer Instruction für den angehenden Hofmeister.

Das Andenken derienigen Jahre und Begebenheiten, die den Stoff zu gegenwärtiger Erziehungsgeschichte abgeben sollen, hat noch immer so viel angenehmes für mich, daß wenn ich dabey bedenke, wie diese Erzählung für manchen nützlich werden könne, ich dieselbe mit ganz besonderem Vergnügen unternehme.

Ich war vor kurzem aus demienigen Lande zurückgekommen, in welchem die ehrwürdige Einfalt alter Sitten, und männliche Tugen-

den, beym gereinigten Geschmacke und einer gefälligen Lebensart, sich noch behaupten; und ich lebte bey meinem Vater auf dem Lande, wo ich meinen Aufenthalt demienigen so viel möglich ähnlich zu machen suchte, davon mir die Erinnerung noch beständig die lebhaftesten Bilder vormalte. Da wurde ich mit dem Grafen G * * *, der von den Niederlanden zurücke kam, und sich etliche Wochen auf seinen Gütern in Westphalen aufhielt, bekannt gemacht. Er suchte einen Hofmeister für seinen vierjährigen Sohn, und da man ihm diejenigen Eigenschaften an mir schilderte, die er bey einem Manne verlangte, den er den wichtigsten Theil seiner Vaterpflichten übertragen sollte: so machte er sich Gelegenheit, mich kennen zu lernen. Ich hatte das Glück, ihm zu gefallen, und er begegnete mir auf die edelmüthigste und verbindlichste Art. Beym ersten Besuch also erhielte ich den Antrag, die Erziehung seines Sohnes zu übernehmen, und nahm ihn auch willig an.

Die Rede, die dieser verehrungswürdige Minister bey förmlicher Uebergebung seines Sohnes an mich hielt, schildert seinen Charakter so gut, und ist zugleich ein so vortrefliches Muster von der Denkungsart, welche Eltern in Ansehung der Erziehung ihrer Kinder haben sollen, daß es ein wesentlicher Verlust in dieser Geschichte seyn würde, wenn ich sie nicht hier anführte, so gut ich mich derselben erinnere. Und sie war mir iederzeit zu wichtig, als daß ich ihren Innhalt hätte vergessen können. So bald ich meine Wohnung in seinem Schlosse genommen hatte, stellte er mich seinem Sohne auf eine solche Art vor, die freylich von wenig Vätern, die Grafen und Ministers sind, dürfte nachgeahmet werden, die aber von allen nachgeahmet zu werden verdiente, welche einen glücklichen Erfolg der Erziehung bey ihren Kindern wünschen.

Mein Kind, sagte er zu seinem Sohne, der mich aufmerksam ansahe, du weißt, daß so lieb ich dich habe, ich doch nicht immer

um dich seyn kann. Und doch sollte ein Vater immer um sein Kind seyn, damit ihm nichts Böses widerführe. Dieser Herr will so gut seyn, und die Sorge für dich übernehmen, wo ich selbst nicht kann. Er will, aus Liebe zu dir, dein Vater werden. Von ietzo an bist du also sein Sohn. Begegne ihm wie mir, mache ihm viel Vergnügen, gehorche ihm in allem, was er dir saget. Du mußt dich noch mehr hüten, ihn zu betrüben, als mich: denn er ist nicht schuldig, bey dir zu bleiben, und wird dich verlassen, so bald er dich nicht mehr lieb hat. Dann werde auch ich dich nicht mehr lieb haben.

Hierauf führte er mich in sein Zimmer, und redete mich also an. Da ich Ihnen das Glück meines Kindes anvertraue: so muß ich schon versichert seyn, daß Sie ein vernünftiger und rechtschaffener Mann sind. Also habe ich Ihnen nicht erst Ihre Pflichten vorzuhalten, und Ihnen eine sogenannte Instruction zu geben, wie Sie sich bey der Erziehung meines Kindes

verhalten sollen. Diese ist von nun an gänzlich Ihren Einsichten überlassen. Dabey ich doch nicht vergesse, daß es meine Schuldigkeit seyn wird, Sie anzuhören, so oft Sie sich deswegen mit mir bereden wollen; und Ihnen Ihr schweres Amt, so viel mir möglich ist, zu erleichtern.

Ich will Ihnen ietzo nur sagen, wie man bishero mit Ihrem nunmehrigen Eleve umgegangen, damit Sie bey Zeiten verbessern können, wenn etwa Fehler sollten vorgefallen seyn. Oder falls Ihnen meine Grundsätze der Erziehung, die sich Ihnen hierbey entdecken werden, gefallen sollten; damit Sie desto eher versichert werden, daß Sie von Seiten der Eltern keine Hindernisse, sondern vielmehr allen Vorschub, zu erwarten haben.

Die Sorge für Emilen war bisher hauptsächlich der Madame H*** überlassen, die die Wittwe eines französischen Geistlichen ist. Sie ist seit seinem ersten Jahre um ihn, und

hat bey der Aufsicht über die Verpflegung seines Körpers, auch darauf zu sehen gehabt, daß alles, was einen üblen Eindruck auf seine Seele hätte machen können, so viel möglich, von ihm entfernet wurde. Ich will Sie nicht mit der Erzählung kleiner Umstände aufhalten, die zwar alle wichtige Folgen haben, aber von Ihnen meist vermuthet werden können; sondern ich begnüge mich, Ihnen nur kürzlich zu sagen, daß man sich hat angelegen seyn lassen, den guten Rath und die Regeln erfahrner Männer, mit Ueberlegung und Behutsamkeit, auszuüben. Ein besonderes Glück für meine Kinder ist die Madame H***, die freylich sehr über die gemeinen Eigenschaften derienigen Frauenzimmer erhaben ist, die, unter dem Namen der Französinen, insgemein die ersten Jahre der Erziehung besorgen. Ich erkenne daher auch meine Verbindlichkeit, ihr mit Achtung und Distinction zu begegnen. Sie werden bey ihr eine vollkommen gute Lebensart, einen gesetzten Charakter und nicht gemeine Einsichten entdecken. Sie hat dabey ein gefälli-

fälliges Wesen, und so viel Gedult, als bey ihrer Bestimmung erfordert wird.

Sie vermuthen wohl, daß sie die Schriften der rechtschaffenen Beaumont fleißig lieset? Sie liest sie mit Beurtheilung. Mein Sohn hat von ihr, ich weiß nicht wie, eine Menge französischer Wörter und Redensarten gelernet; und wie Sie schon werden bemerket haben, fängt er an, sich in dieser Sprache fast so gut auszudrücken, als im deutschen. Ich habe dies weder vermuthet noch verlangt. Doch denke ich auch nicht, daß es etwas schaden werde. Er kann, wie Sie finden werden, ziemlich deutsch lesen. Wenigstens hat er ohne allen Zwang, und in der That spielend, es so weit darinne gebracht, als es mancher Knabe in seinem siebenten Jahre noch nicht gebracht hat. Dieser glückliche Erfolg, der meine Erwartung übertrift, ist der Geschicklichkeit der Madame H*** zuzuschreiben, von welcher Sie sich selbst erzählen lassen können, wie sie dabey zu Werke gegangen. Ohne

Zweifel billigen sie es, daß man auch schon an die Religion bey diesem Kinde gedacht hat. So thöricht es wäre, wenn man in diesem Alter zusammenhängende Begriffe von der Gottheit, oder ein ordentliches Lehrgebäude, einem Kinde beyzubringen sich bemühen wollte: so unverantwortlich scheint es mir, die Gelegenheiten, einen Saamen der Religion in ein junges Gemüth zu legen, und ein zartes Herz zur Ehrfurcht gegen das höchste Wesen zu bilden, muthwillig zu versäumen. Die Gottheit bleibt immer über unsere Begriffe erhaben, immer unbegreiflich. Aber sollte es derselben unangenehm seyn, wenn ein Kind, zwar nach dunkeln und vielleicht unrichtigen Vorstellungen, aber mit aufrichtiger Andacht, sie anbetet? Wenn es Religion mehr empfindet als denket? Oder sollte es zu dem Glücke des Kindes so etwas entbehrliches seyn, bey Zeiten zur Verehrung desienigen Wesens angeführt zu werden, welches die Quelle alles Guten ist? Nur derienige, der an dem Nutzen der Religion und an der Gewißheit ihrer Wahrheiten

selbst zweifelt; nur derienige, der selbst nicht so glücklich ist, ihren Werth zu empfinden, nur dieser wird der Meinung seyn, daß man einen Menschen zwölf, oder mehr Jahre, leben lassen sollte, des Glückes, den Namen des Höchsten mit heiligem Schauer, oder mit inbrünstiger Regung, zu nennen, sich unbewußt. Ein Kind ist dieses Glückes nicht unfähig; gewiß, es ist dessen nicht unfähig. Ich erinnere mich noch der Gottesfurcht meiner ersten Jahre. Sie war weniger durchdacht, als ietzo; aber ich weiß nicht, ob nun meine Anbetung in den Augen des Allerheiligsten würdiger geachtet ist, als iener einfältige Dienst, iene redlichen Blicke gen Himmel, iene ersten unausgebildeten Begriffe von dem, was der Mensch demienigen schuldig ist, der alles Schöne, das wir vor uns sehen, der alles Gute, das wir geniessen, gemacht hat und erhält; der gegen alle Menschen das auf eine vollkommnere Art ist, was der beste Vater gegen sein Kind ist? Oder ist es etwa schwer, durch Vergleichungsschlüsse, einem Kinde von vier bis

fünf

fünf Jahren, nach und nach, fast eben so viel von Gott und seinen Eigenschaften beyzubringen, als der Philosoph, bey seinen umständlichen Beweisen, kaum besser erkennet? Ist es so schwer, seinem Gemüthe einzuprägen, daß er einen unsichtbaren Richter seiner Handlungen zu fürchten habe; ein Gedanke, darauf das Heil der menschlichen Gesellschaft beruht? Will man einwenden, daß dadurch das Herz des Kindes mit Vorurtheilen angefüllet werde, die es mit der Zeit abzulegen nicht mehr im Stande seyn dürfte? O, ich fürchte sehr, indem man dieses saget, hält man die ganze Religion für ein Vorurtheil! Die Lehrsätze der Religion werden heut zu Tage gar fleißig geprüft. Man untersuchet bey reifern Jahren gar zu genau, ob die Gebote des Herrn nicht Vorurtheile sind, von denen man sich los machen dürfe; und ich bin es zufrieden, daß man mit einem Menschen, der nunmehro zum völligen Gebrauche seiner Vernunft gekommen ist, diese Untersuchung anstellet. Ich verlange es, daß der Jüngling dasienige aus Gründen möglichst

lichst begreife, was er als Knabe, aus blosem Vorurtheile geglaubet hat. Bis dorthin, halte ich dafür, soll man ihm auch von denienigen Lehrpuncten, die unter den Christen strittig sind, nichts oder wenig vorsagen – – Verzeihen Sie mir, wenn ich zu weitläuftig geworden bin. Das ganze Leben des Menschen, scheinet mir nur durch die Religion einen wahren Werth zu bekommen. Sie ist unsere Würde, unser Trost, unsere Stütze im Unglücke, und unentbehrlich zum besten Genusse des Glückes. Ich muß mein Kind an dieser Glückseligkeit Theil nehmen lassen, so bald es kann. Ich bin überzeuget, daß Sie hierinn einerley Meinung mit mir sind. – –

Er hielt hier ein wenig inne, und ich bezeugte ihm sogleich meine Verwunderung und Freude über seine vortrefliche Denkungsart. Glücklich, sagte ich, ist das Kind, das einen solchen Vater hat! Glücklich ist der Hofmeister, dem er es anvertrauet! Mein Eleve soll den Schöpfer in seinen Werken sehen, wie

ich.

ich. Er soll von dem Glücke nicht abgehalten werden, den zu fürchten und zu lieben, von welchem Menschen nur so viel mit Gewißheit erkennen, daß er gefürchtet und geliebet werden will. Nie müsse ihm mein Beyspiel das Gegentheil lehren!

Ich bin vergnügt, fuhr der Graf fort, daß ich Sie so reden höre. Das hauptsächlichste Stück des Erziehungsplanes ist richtig. Wir stimmen darinn überein. Mein Sohn soll nie ein Zelote, nie ein Sectirer, nie ein Scheinheiliger werden. Aber lasset uns keinen Augenblick vergessen, daß die Religion der Grund seines Glückes werden muß! Lasset uns daran denken, daß Beyspiele hierinne das meiste wirken. Ihre Klugheit und Redlichkeit versichert mich, daß Sie bey iedem einzeln Falle beobachten werden, was diesfalls zu thun seyn wird. Eben solch ein gutes Vertrauen habe ich, wegen der übrigen Stücke der Erziehung, zu Ihren Einsichten. Sie haben hierinn mehr Erfahrung als ich. Halten Sie es mit der Unterweisung

in den nützlichen und iedem Alter angemessenen Kenntnissen, wie es Ihnen am besten dünket. Von dem rechten Gebrauche der Jugendiahre hängt die Wohlfahrt aller folgenden ab. Doch glaube ich nicht, daß das Glück der Jugend dabey aufgeopfert werden müsse. Richten Sie alles ein, wie es Ihnen gefällt. Bedienen Sie sich meiner in allem, wo ich Ihnen dienen kann, und seyn Sie versichert, daß ich die Wichtigkeit des Dienstes, den Sie mir erweisen, erkenne.

Ich verlies meinen gnädigen Herrn — — mit Vergnügen nenne ich ihn noch so — — von Erstaunen und Ehrfurcht für ihn eingenommen. Kann ein Hofmeister, sagte ich bey mir selbst, dem also begegnet wird, iemals in seinem Amte nachläßig, oder verdrießlich werden? Wird er nicht, durch Erkenntlichkeit und Ehrliebe angetrieben, alle seine Kräfte aufbieten, um seine Pflichten aufs beste zu erfüllen? Ich gestehe gerne ein, daß nicht alle Hofmeister verdienen, also aufgenommen zu werden. Es möch-

möchten sich auch wohl einige finden, die ein solches Bezeugen nicht verständen, nicht zu schätzen oder zu gebrauchen wüßten. Aber liegt dann nicht meistentheils die Schuld an den Eltern? Ihre Pflicht ist, recht zu wählen, vorsichtig zu wählen; aber auch zu solchen Bedingungen sich zu entschliessen, daß sie **wählen können.** Sind sie nicht im Stande, den Umfang der Pflichten eines Hofmeisters einzusehen, und seine Eigenschaften zu beurtheilen? Desto behutsamer müssen sie sich entschliessen. Sie müssen sich des Rathes rechtschaffener und verständiger Männer bedienen, die Erfahrung hierinne haben, und **uneigennützig rathen.** Sind sie im Stande zu beurtheilen, und entdecken sie Fehler an ihrem Hofmeister, die seinen Pflichten nachtheilig sind: so schonen sie seiner nicht. Hier ist Nachsicht Thorheit und Verbrechen. Die einzige Gefälligkeit, die man ihnen erlauben kann, ist, einen solchen Menschen nicht zu beschimpfen. Aber gemeiniglich heißt es auch hier:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Und

Und wenn Eltern über Informatores, und diese über iene klagen: so haben insgemein beyde Theile recht dazu; obgleich ein Theil manchmal mehr als der andere. Wir sind Menschen, und keiner unter uns ist ohne Fehler. Also müssen auch hier beyde Theile eine gewisse Nachsicht haben. Aber bey wesentlichen Fehlern ist das beste, der Sache bald ein Ende zu machen; und dieß, so viel möglich, ohne Aufsehen, und sonderlich, ohne daß der Eleve die wahren Ursachen davon merket.

Zweytes Capitel.

Unterredung mit einer Mamsell.

Ich war sehr begierig, mit der Madame H***, genauer bekannt zu werden. Dasienige was ich bereits von ihr wußte, machte mir die vortheilhaftesten Begriffe von ihr. Ich bezeigte ihr, da ich sie sah, mein Erstaunen über den glücklichen Erfolg, den ihre Bemühungen mit dem iungen Grafen bereits gehabt hätten, und die Erkenntlichkeit, die ich ihr schuldig wäre, einen solchen Eleve aus ihren

ren Händen zu bekommen. Aber wie ist es immer möglich gewesen, setzte ich hinzu, ein Kind von 4. Jahren so weit zu bringen? Ich glaube kaum, daß dieses möglich; und noch weniger daß es rathsam wäre, diesen Jahren so viel Zwang anzuthun? — — Zwang, fiel sie mir in die Rede, es ist bey dem Lernen des Emils noch an keinen Zwang gedacht worden. Glauben Sie mir aber auch, daß es uns nicht geglückt haben würde, wenn wir es hätten erzwingen wollen. — — Aber wie haben Sie es denn gemacht? — — Ich habe ihn lernen lassen, weil er ein Vergnügen daran gefunden. — — Aber man hält insgemein dafür, daß die Kinder nicht gerne lerneten, und daß man ohne Zwang es nicht weit mit ihnen bringen könnte? — — Warum sollten sie nicht gerne lernen, da sie durchaus nicht müßig seyn wollen, und begierig Beschäfftigung suchen? Meistentheils sind dieienigen, welche die ersten Jahre der Erziehung zu besorgen haben, Schuld daran, wenn ihre Untergebene in denselben nicht nur nichts lernen, sondern, welches noch schlimmer ist, einen Widerwillen gegen

gen das Lernen auf alle folgende Jahre bekommen. Das machen eben ihre wichtigen zwangvollen Anstalten. Man entwirft bey einem Kinde von vier oder fünf Jahren einen ausführlichen Plan für die Eintheilung der Stunden, welche dem iungen Herrn mit einer feyerlich ernsthaften Mine publiciret wird; sagt ihm wohl noch dazu, daß er dies und ienes, so bisher sein Zeitvertreib war, nun nicht mehr treiben dörfe. Ein treflicher Anfang, der sehr geschickt ist, Lust zum Lernen zu erwecken! Ueber diesen Plan soll alsdann genau gehalten werden. Darein setzt der Hofmeister seine Pflicht, und die Hofnung eines guten Lobes. Das Kind hat etwa einmal keine Lust zum Lernen? Was ist natürlicher, als dieses? Es wird sauer angesehen, hart angeredet, geschimpfet, oder wohl gar geschlagen. O, nun ist alles verdorben. Die Schuld ist des Hofmeisters, wenn sein Lehrling immer weniger Lust zum Lernen hat. Er mag sehen, wie er es wieder gut macht; aber er wird es nimmermehr ganz wieder gut machen können. Vielleicht rechtfertiget der Befehl der Eltern

diese Aufführung des Lehrers? Nein! er rechtfertiget sie nicht. So einen Befehl kann er nicht annehmen, wenn er seine Pflichten kennt. Er überlasse es einem andern, einen iungen Menschen unglücklich zu machen. – –

Aber Sie haben mir meine Frage noch nicht völlig beantwortet, sagte ich hierauf, wie man es zu machen, daß ein Kind ohne Zwang lernet, daß es ein Vergnügen am Lernen findet? Denn der Anfang muß doch wohl in diesen Jahren gemacht werden? Wenn es zu sehr an andere Beschäftigungen, die doch allerdings weniger mühsam, als das Lernen sind, wenn es an einen andern Zeitvertreib zu sehr gewöhnet ist: so wird bey heranwachsenden Jahren nur desto mehr Zwang nöthig seyn. – – Sie haben recht, fuhr sie fort, der Anfang mit dem Lernen muß bald gemacht werden. So bald das Kind anfängt, seine Seelenkräfte zu äusern, so ist es natürlich, daß es anfange zu lernen. Aber das Mühsame, das Eckelhafte, der Zwang muß hierbey so lange, so lange vermieden werden, als es möglich ist. Und gewiß, wenn man, wie es

gar

gar wohl angeht, in den ersten Jahren es so weit gebracht hat, daß das Kind ohne Zwang und spielend lernte: so wird bey mehrern Jahren kaum ein Zwang mehr nöthig seyn. Die Erfahrung mit Emilen bestättiget diese Grundsätze. Er gab mir selbst die erste Gelegenheit, ihn etwas lernen zu lassen. Der Trieb der Nachahmung, welcher in der Natur des Menschen liegt, und sich bey Kindern am stärksten äusert, machte, daß er bald die Handlungen nachthun wollte, die seine Schwestern vornahmen, wenn sie lernten. Er kam hin zu mir, mit einem Buche, und lallte mir unverständliche Töne vor. So wie er iezt öfters Bleystifte nimmt, und Buchstaben nachmahlet. Ich thue hierbey weiter nichts, als daß ich ihm sein Vergnügen befördern helfe. Ich sagte ihm damals die rechten Töne vor, statt der falschen; er sagte mir sie nach. Und so lernte er die Buchstaben kennen, so lernte er Sylben formiren, so lernte er lesen. Eben deswegen, weil ich weiter nichts that, eben weil ich nicht das Ansehen hatte, wenigstens Anfangs nicht, ihn etwas lehren zu wol-

len, lernte er begieriger. Eben weil ich es nicht verlangte, als wann er es selbst wollte: eben darum war der Erfolg so glücklich, so sehr über meine eigene Erwartung.

Sehen Sie, mein Herr, dies ist der grosse Kunstgriff der Unterweisung, ich sage mehr — der Erziehung. **Alles zu thun, indem man nichts zu thun scheinet.** Immer das Ansehen zu haben, als wenn man blos den Willen der Kinder erfüllte, oder geschehen liesse, was für sich geschieht. Entweder daß man wirklich ihnen ihren freyen Willen lässet; oder daß man denselben durch Bewegungsgründe lenket, ohne daß sie es gewahr werden, sie in solche Umstände setzet, die sie dahin bringen, wo man sie haben will. Versieht man es einmal hierinne: so kann man auch auf einmal alles Gute verderben. Gesetzt, ich hätte, da Emil die Buchstaben zu nennen oder Sylben auszusprechen anfieng, ihn wollen eine Probe in Gegenwart der Eltern oder eines Fremden ablegen lassen, um dem Kinde, und zugleich mir, Lobsprüche zu erwerben. Das Kind wäre

wäre diesmal ungern daran gegangen, und ich hätte es ihm gebieterisch befohlen. Oder er hätte es diesesmal schlechter gemachet, als sonst; und ich hätte ihm einen Verweis darüber gegeben. So hätte ich es mir zuzuschreiben gehabt, wenn seine Lust zum Lernen sich verlohren hätte. Ich habe Emilen manchmal diese Proben machen lassen; aber nie dazu gezwungen. Ich habe ihn freundlich angesehen, einen lachenden Blick auf sein Buch geworfen: so hat er es gebracht. Wenn er es nicht gebracht hätte: so würde ich ihn nicht haben merken lassen, daß ich dieses gewollt. Und wenn er es einmal meiner Erwartung wirklich nicht gemäß machte: so hat dies nicht die geringste Veränderung in meinem Betragen gegen ihn verursachet. Es vergiengen manchmal Wochen, wiewohl nicht viele, daß er nichts von mir lernte. Aber manchmal hat er mich, oder seine Geschwistere, des Tages zehn bis zwölfmal deswegen angelaufen.

Auf diese Art lernte Emil ohne allen Zwang so ziemlich deutsch lesen; und auf eine ähnliche Art hat er sein französisch gelernet.

In dieser Sprache kennt er noch kaum die Buchstaben. Ich habe es so gewollt, sonst wäre es mir leicht gewesen, seine Einfälle auch dahin zu lenken.

Es ist hierbey freylich richtig, daß Emil nicht gemeine Seelenkräfte zeiget. Diesem ist also gewiß auch ein Theil des glücklichen Erfolges zuzuschreiben. Aber wenn man mit einem ieden Kinde von mittelmäsigem Genie so verführe; so müßte wohl nicht viel von einem gleichen Erfolge fehlen. Der Nachahmungstrieb hat dieses meistens gewirket.

Wie wenn Emil keine Geschwistere gehabt hätte, die eben lerneten? So würde ich mir andere Kinder zum Unterrichte haben kommen lassen. Aber gewiß ich würde es später gethan haben. Dieses Mittel ist in eines ieden Gewalt, und ohne Zweifel das beste. Aber es giebt auch andere, und sie wissen deren ohne Zweifel mehr, als ich. Ich habe schon lange genug geredet, um für eine Pedantin gehalten zu werden. Doch ein wenig Pedanterey ist ia wohl einer Gubernantin zu verzei-

zeihen, zumal in Gesellschaft mit einem Hofmeister.

Madame, versetzte ich, Ihre Reden verdienen einen ganz andern Namen. Sie nehmen mich mit Hochachtung für sie ein. Ihnen wird es hauptsächlich zuzuschreiben seyn, wenn Emils Erziehung glücklich von statten geht. Ich verlies sie, von der Richtigkeit ihrer Meinungen vollkommen überzeuget.

Drittes Capitel.

Nöthigste Sorgen eines Hofmeisters.

Das Schulhalten der Informatoren ist also Ursache, daß die iungen Herrn nicht gerne lernen, und folglich meistens nichts rechtes lernen. Hiezu kommen noch andere Ursachen. Man hält mit den Kindern ordentliche Lehrstunden. Das ist schon schlimm genug. Lehrer und Lernende werden dabey verdrießlich über einander. Noch schlimmer. Wenn denn die Lehrstunden vorbey sind; läßt man die Kinder hin wohin sie wollen. Dies ist das allerschlimmste. Man läßt ihnen auf einmal

zu viel Freyheit, da man ihnen zuvor zu viel Zwang anthat. Kann es anders seyn, als daß die Schulstunden ihnen die verdrüßlichsten werden?

Man lässet sie wohl gar zum Gesinde laufen. Eltern, hier ist die Quelle der Unarten eurer Kinder! Wenn ihr ihnen dann nicht mehr widerstehen könnet, wenn ihr euch bey heranwachsenden Jahren schämet, sie um euch zu sehen; wenn sie vor euch und vor euren Ermahnungen in die Küche, oder in die Laquaienstube fliehen, und ihr sie vergebens wieder zurück ruffet: so schreibet es eurer ersten Nachläßigkeit, eurer unverantwortlichen Sorglosigkeit zu!

Es ist nicht gleichgültig, was für Eindrücke die Sinnen und das Herz der Kinder durch ihre allerersten Empfindungen bekommen. Es ist gewiß nöthig, den sinnlichen Begierden derselben mit Klugheit und Behutsamkeit zu begegnen, ehe noch die Vernunft Licht vor ihnen her anzündet; ehe sie noch unterscheidend bemerken, was in ihnen, und auser ihnen,

vorgeht. Aber wann dies anfängt zu geschehen, wann sie sich die ersten deutlichen Begriffe sammlen: so sammlen sie sich insgemein Grundsätze aufs ganze Leben. Ihr moralischer Charakter bekommt alsdann seine Gestalt. Geschieht dies in der Gesindstube, in der Küche, im Stalle: so entstehen Junkers, die als Laquaien und Reitknechte vielleicht erträglich seyn würden, wenigstens noch gebessert werden könnten; als Hochwohlgebohrne Herren aber unglückselige, und für die Gesellschaft höchstbeschwerliche, Mitteldinge sind.

Dies würde nicht geschehen, wenn man sich von der Bestimmung eines Hofmeisters keine verkehrte Begriffe gemacht hätte; und wenn – – freylich noch mehr wenn – – Aber ich will suchen zu bessern, ohne zu sehr die Fehler aufzudecken.

Darum bitte ich euch also, ihr Eltern, so sehr ich bitten kann, entfernet eure zarten Kinder gleich Anfangs vom Gesinde. Dazu sind die Hofmeister. Nicht zum Schulhalten; thörichtes Vorurtheil! Ihnen zur Gesellschaft, zum

zum Zeitvertreib sind sie bestimmt; ihnen alles zu seyn, was ihre Bildung in diesen Jahren erfordert. Rechnet ihre Dienste nicht nach Stunden, nicht nach dem, was sie thun, sondern vielmehr nach dem, was sie verhindern.

Wenn es Eltern giebt, die ihrem Gesinde an den Sitten oft sehr ähnlich sind, Väter, die ihre Laquaien nur in der Unverschämtheit übertreffen: nun da ist an keine Erziehung zu gedenken. Wenigstens sind die übelsten Folgen unvermeidlich. Wenn es hoch kommt: so werden frühzeitige Heuchler gezogen, die mit der Zeit desto kühnere Bösewichte abgeben. Hofmeister verschuldigen sich eben so leicht dabey. O wäget eure Worte, ihr Mentors, regieret eure Minen, untersuchet einen jeden eurer Schritte und Tritte -- kurz, werdet Christen. Diese Regel wird euch viele andere lehren, wenn ihr sie ausüben wollet. Wo nicht: so schreibe ich vergebens für euch.

Die Leser werden itzt wohl vermuthen, daß ich bey meinem Emile keinen Plan von der Austheilung der Stunden gemacht habe.

Sie

Sie haben recht, wenn sie dies so verstehen, daß ich ihm von keiner solchen Einrichtung etwas gesaget. Aber man würde sich irren, wenn man glauben wollte, daß ich daran gar nicht gedacht hätte. Fest entschlossen, bey der Methode der Madame H*** so lange zu bleiben, als es seyn könnte: sahe ich doch wohl ein, daß es nöthig wäre, sich nach und nach einer gewissen Ordnung zu nähern. Aber ich sah auch wohl ein, daß diese Veränderung allmählig und unvermerkt geschehen müsse.

Meine erste Sorge war itzt, es dahin zu bringen, daß ich dem Emil lieb werden möchte; daß er gewöhnet würde, um mich so gerne, und noch lieber zu seyn, als in einer jeden andern Gesellschaft. Dieser Absicht waren alle andere, die ich noch hatte, untergeordnet. Bey Kindern sich beliebt zu machen, ist weit leichter, als bey Erwachsenen. Bey diesen sind insgemein gar vielerley Absichten zu vereinigen, gar viele Begierden zu gewinnen, gar viele Klippen der Leidenschaften zu vermeiden, wenn Freundschaft entstehen, und nicht

nicht bald wieder scheitern soll. Solche Schwierigkeiten sind bey Kindern von weit geringerer Erheblichkeit. Und es ist noch dieser Vortheil dabey, daß sie zur Freundschaft geneigter sind als Erwachsene, welche Erfahrung oder böse Eigenschaften mistrauischer und unempfindlicher gemachet haben. Man muß, um sich bey einem Menschen beliebt zu machen, sein Vergnügen zu befördern suchen. Diese Regel ist allgemein. Sie gilt auch bey Kindern. Da muß man aber dieses Vergnügen nicht nach der eigenen Denkungsart schätzen; man muß selbst ein Kind werden. Doch muß man deswegen kein böses Kind werden. Viele gehen in ihrer Gefälligkeit gegen Kinder so weit, daß sie ihnen nicht nur bey ihren thörichten Begierden zu willen sind: sondern daß sie ihnen wohl gar zum Zeitvertreibe allerhand unschickliche und strafbare Dinge angeben, woran die Kinder nicht würden gedacht haben. Man darf sich nicht weit umsehen, um Beyspiele davon zu finden. Aber Kinder verfallen wohl selbsten auf unerlaubte Dinge? Dies ist nicht zu läugnen. Ohne itzt

auf

auf die Quelle davon zurück zu gehen, oder in schwere theologische Fragen mich einzulassen, sehe ich wohl so viel ein, daß, bey der sorgfältigsten Erziehung, sich dennoch an Kindern Unarten äusern werden. Doch ist auch hierbey zu erwägen, daß man oft Kindern Vorwürfe macht, die sie nicht verdienen. Fürs erste machen die **Absichten** hauptsächlich eine Handlung **strafbar.** Bey Kindern irret man sich also, und gar oft, indem man ihren Handlungen Absichten zuschreibet, welches die Ihrigen nicht waren. Ja noch mehr, man lehret sie Verbrechen kennen, indem man sie ihnen unverdienter Weise vorwirft. Sodann will man, daß Kinder keine Kinder seyn sollen. Man verzeihet ihnen Fehler nicht, die bey ihrem Alter unvermeidlich sind, Handlungen, die da Folgen sind der noch durch keine Vernunft bezähmten Triebe der Natur. Oder man machet ihnen zum Fehler, was vielmehr zu loben ist. Ein Kind würde dann recht albern seyn, wenn es so wäre, wie es manchmal eingebildete Weisen verlangen. **Ein Kind soll ein Kind seyn.** Dieß ist die Ordnung

der Natur, welche bey der Erziehung allemal beybehalten werden muß.

Aber genug, Kinder begehen oftmals, was keineswegs zu leiden ist? So machet nur, daß sie es nicht mehr thun. Keine Moral anfangs, keinen Verweiß! Lasset sie die natürlichen Strafen ihrer bösen Handlungen treffen. Oder glaubet ihr, daß diese nicht genug, oder nicht bald genug, merklich sind: so verbindet willkührliche Strafen also damit, daß sie natürlich zu seyn scheinen. Ihr wisset nicht, wie ihr dieses machen sollet: O, dieß müsset ihr wissen! Dieß ist eines der nothwendigsten Stücke eures Berufes. Wir wollen einen Fall setzen. Emil sieht bey seiner Schwester eine Blume, die er gerne haben möchte, er verlanget sie von ihr, sie weigert sich, er nimmt sie endlich mit Gewalt. Dieß ist ein grosses Vergehen. Aber soll ich ihm deswegen viele Namen von Rechten und Pflichten, von Tugenden und Lastern, vorsagen? Ich sehe ihn mit einem ernsthaften Blick an; und er giebt die Blume wieder. Oder wo

er

er es noch nicht thut: so heisse ich es ihn mit einer gesetzten, aber nicht gebieterischen, am allerwenigsten ergrimmten Miene. Ich kann bey einem Emil, das ist, bey einem bisher richtig erzogenen Kinde, nicht annehmen, daß er sich noch widersetzet und mich nöthiget, ihm die Blume selbst zu nehmen. Welches ich doch in dem Fall ohne Zorn und Verweis, thun würde. Ich lasse es bey diesem Vorgang und bey der ernsthaften Miene, die ich darauf annehme, noch nicht bewenden. Emil bekömmt ein Bild geschenket. Ich schenke es ihm etwa selbsten. Seine Schwester hat den vorigen Handel vergessen. Ich sage ihr: Ich möchte gerne, daß Emil erführe, wie unangenehm es ist, wenn man einem seine Sachen nimmt; damit er dieses niemals wieder thue. Es wird gut seyn, wenn Sie ihm sein Bild dort abfordern, und so er es Ihnen nicht willig giebt, wegnehmen. Sie thun es ungerne, ich merke es, meine Liebe; Sie wollen ihren Bruder nicht betrüben. Aber es gereicht dieß zu seiner Besserung. Sie thut es. Emil nimmt es übel. Ich sage ihm dann: es ist

allerdings unangenehm, sich etwas nehmen zu lassen. Aber Ihre Schwester glaubte, daß Ihnen dieses nicht unangenehm wäre, weil Sie ihr neulich ihre Blume wegnahmen. Inskünftige werden Sie gewiß niemanden etwas wider seinen Willen wegnehmen, mein lieber Emil. Die kleine Gräfin hatte ihm das Bild schon wieder gegeben, als ich dieses sagte.

Der Grundsatz: **Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht**, ist so natürlich und so faßlich, daß es nicht schwer fällt, auch Kinder darauf zu führen. Aber wenig Worte, keine Beweise! Eigene Erfahrung muß sie dieses lehren.

Die Strafen sind manchmal noch leichter auf eine natürliche Art mit den Handlungen zu verbinden. Emil hält seine Kleider nicht reinlich. Ich lasse es ihn bemerken, ich rathe ihm, dieß künftig besser zu vermeiden. Weiter sage ich nichts. Aber bald darauf muß er im beschmutzten Kleide vor einem Fremden erscheinen. Der Fremde ist vorbereitet. Er be-

bemerket den Schmutz. Wir scheinen uns alle zu schämen. Emil schämet sich auch, und nimmt künftig seine Kleider besser in Acht.

Man muß vielleicht manchmal Gründe angeben, wenn man etwas untersaget. Z. B. ein Kind hat ein unanständiges Wort gehöret und saget es nach. Es siehet nicht ein, was es zu bedeuten hat. Aber es soll es doch nicht mehr im Munde führen. Saget ihm: Mein Kind, dieß Wort ist rechtschaffenen Leuten unangenehm zu hören. Wenn es iemand gebrauchet hat: so war es aus Versehen, und er hat sich damit geschadet. Denn man hat ihn nicht mehr gerne um sich. Dergleichen Gründe kann ein Kind begreifen. Das Angenehme ist das einzige Gut, das es kennet. Dieß muß also auch der Bewegungsgrund seyn, wenn man ihm Handlungen vorschreibt. Gesetzt, das Kind fragte in diesem erst angenommenen Falle weiter: Warum ist es rechtschaffenen Leuten unangenehm, dieß Wort zu hören? So würde ich etwa mit einer ruhigen etwas ernsthaftern Miene zur Antwort geben:

wenn du einmal groß und wacker werden wirst, so wirst du es erfahren. Vielleicht geben aber die besondern Umstände noch eine schicklichere Antwort an die Hand. Nur daß des Raisonnirens nicht zu viel werde! Das nöthigste bey einer ieden Correction ist dieß, daß wir keinen Zorn dabey blicken lassen, und alles mit ruhigem und immer gegenwärtigem Geiste thun. **Von der iähen Hitze und den Uebereilungen des Zornes muß ein Hofmeister frey seyn.** Dieß muß seyn. Kalt Blut ist eine der nöthigsten Eigenschaften für denselben. Er lasse nicht eher nach, bis er es so weit gebracht. Er mache sich Erinnerungszeichen an alle Wände; er denke dem stündlich nach; er flehe den Herrn, der die Kräffte geschaffen hat, und die Herzen lenket wie Wasserbäche, täglich darum an. Dann wird ihm alles leichter werden; und alles besser von statten gehen. Eine ernsthafte Miene bey ruhigem Blut thut alsdann die Wirkung, die der tobende Zorn suchet, und nie erhält.

Vier=

Viertes Capitel.

Noch ein paar Puncte, die wichtiger sind als das Latein.

So ohngefähr machte ichs bey den Vergehungen des Emils. Oft genug verhinderte ich sie, wenn ich voraus sah, daß sie geschehen könnten. Auf der andern Seite aber suchte ich ihm alles mögliche Vergnügen zu machen. Dabey folgte ich, wie billig seinen Neigungen. Doch suchte ich sie auf solche Gegenstände unvermerkt zu lenken, von welchen das gewisseste und unschuldigste Vergnügen zu erwarten ist. Was konnte dieses anders seyn, als die Schönheit der Natur? Kann noch unverderbten Sinnen etwas angenehmer seyn, und völligere Empfindungen verursachen, als der reine Glanz des Himmels, eine bunte Wiese, ein blühender Baum, eine farbenreiche und wohlriechende Blume, ein rieselnder Bach, ein schattigter Hayn? Dieses sind die Urbilder der sinnlichen Schönheiten. Ihre Eindrücke sind richtig und sicher. Nur Menschen, die sich zu erhöhen glauben, wenn sie unnatür-

lich werden, sind unglücklich genug, ihnen die Tändeleyen der Kunst vorzuziehen. Annette und Lubin können nicht begreifen, wie Stadtleute so thöricht seyn mögen, ihre tapezirten Zimmer einer grünen Hütte vorzuziehen. Ein Blumenstrauß, ein Vogel verursachten dem Emil, verursachen gewiß einem ieden Kinde, das man noch nicht zur gezwungenen Stubenpuppe gemacht hat, ein Vergnügen, welches ihm Opern und Gallatäge nie gewähren werden. Wir liessen keinen schönen Tag vergehen, ohne etliche Stunden in einem Garten oder auf dem Felde zuzubringen. Emil wählte meist selbst Zeit und Ort zu unsern Spaziergängen. Wenigstens war ich seinem Verlangen dabey nicht leicht zuwider. Sein Vergnügen war die Absicht derselben. Warum sollte ich es nicht auf seine Wahl ankommen lassen *)?

Hof-

*) Aber der Junker muß pariren lernen. Dieß ist bey manchem Hofmeister eine Hauptmaxime. Aber wird derienige sich der Nothwendigkeit oder der Pflicht widersetzen, der Vernunft hat? Oder ist es gut, daß der Eleve von demienigen, den er lieben soll, unnöthigen Zwang erdulten lerne? Oder gewöhnt man durch Zwang und Erbitterungen zum gefälligen Wesen?

Hofmeister sind sehr unbillig, wenn sie verlangen, es soll für ihre Untergebene ein Vergnügen seyn, mit abgemessenen Schritten, stille und tiefsinnig, neben ihnen einher zu gehen; und dorthin zu gehen, wo iene vielleicht das meiste Vergnügen finden, aber diese desto weniger. Bey den Ergötzlichkeiten der Kinder muß man sich nach dem Geschmacke der Kinder richten. Dieser ist auch meist richtig, denn sie folgen der Natur; wenn sie nur noch nicht durch böse Beyspiele sind verführet worden. Und wenn sie etwa fehlen, indem sie sich von dem Triebe zu irgend einem Vergnügen zu weit führen lassen: so sind gewiß selten ihre Fehler ihnen so nachtheilig, als die eigensinnigen Einschränkungen der Hofmeister; und sie können durch die Folgen ihrer Vergehungen leicht gebessert werden. Doch wenn man ihre Freyheit einschränken muß: so ist es noch immer besser, bey den Ergötzungen den Anfang zu machen. Denn wenigstens ist nicht zu befürchten, daß diese ihnen dadurch zuwider werden.

Mein Emil durfte bey unsern Spaziergängen sich setzen, stehen bleiben, springen, lau-

sen, vornehmen was er wollte. Er durfte es wenigstens meistentheils; und daher richtete er sich auch gerne nach mir, wenn ich einmal anderes Sinnes seyn mußte. Denn denenjenigen suchen auch Kinder zu gefallen, die sie lieben; und sie lieben diejenigen, die ihnen viele Gefälligkeiten erweisen. Saget ihnen immerhin, daß ihr sie liebet, und widersetzet euch unbilliger Weise ihrem Willen; ihr werdet sie nicht überzeugen, und ihr habt auch kein Recht dazu. Aber suchet erstlich ihr Vergnügen zu befördern, das Vergnügen, welches ihren Jahren gehört; alsdann werden sie auch glauben, daß ihr sie liebet; und euch folgen, wenn ihr ihnen etwas befehlet. Oder folgen sie nicht: so lasset sie die natürlichen Strafen treffen. Oder wenn es aufs höchste kommt, und nicht anders seyn kann: so erfahre dann der Untergebene die Abhängigkeit von euch, als eine Nothwendigkeit, die ihr weder verlanget, noch verursachet habt, aber die nicht zu ändern ist.

Euer Eleve begehret etwas, das ihr ihm zuzulassen nicht geneigt seyd. Untersuchet wohl vor-

vorher, ob ihr es ihm abschlagen müsset, und was für Gründe euch dazu bewegen. – – **Habt ihr ihn einmal abgewiesen: so muß es dabey bleiben.** Kein Bitten, noch weniger Ungestümm, darf euren Entschluß ändern. Denn warum liesset ihr euch erst bitten, wann ihr es thun konntet. Es ist wahr, es müssen Kinder auch bitten und gute Worte geben lernen. Aber lasset eure Untergebene dieß bey andern lernen. Sie lernen es nur gar zu gut, und misbrauchen es zu bald. Wann sie euch durch Bitten bewegen wollen: so gebet ihnen freundlich zur Antwort, daß ihr gar nicht würdet auf ihr Bitten gewartet haben, wenn es seyn könnte; daß sie wüßten, wie bereitwillig ihr immer wäret, ihr Vergnügen zu schaffen. Auf diese Art werdet ihr euch den Verdruß eines beschwerlichen Anhaltens auf viele kommende Fälle erspahren.

Aber wenn diese Versicherung ihre Wirkung thun soll: so müsset ihr durch eure bisherige Aufführung von der Wahrheit derselben den Eleve schon überzeuget haben. Und es

muß der gegenwärtige Fall von der Art seyn, daß er ihm nicht eine gerechte Ursache giebt, über euch unzufrieden zu werden. Denn Kinder sind nicht so sehr Kinder, als man sich manchmal einbildet. Sie fühlen das Unrecht, und sehen es auch oft ein. Und wenn sie es einsehen, daß man ihnen Unrecht gethan: so sind die Folgen davon kaum bey Erwachsenen so gefährlich, als bey ihnen.

Fragen sie euch, warum ihnen dieses oder jenes nicht verstattet wird: so gebt ihnen die natürlichste Ursache an, die euch einfällt. Sind sie damit nicht zu frieden; so antwortet: Mein Kind, es muß so seyn. Denn es ist nicht gut, wenn man Kinder zu bald gewöhnet, Rede und Antwort von einem zu fordern. Es ist nicht möglich, sich allemal vor ihnen zu rechtfertigen, und sie zu befriedigen. Man muß zuletzt doch auf das, es muß seyn, kommen, und dieß ist dann ihnen erst desto empfindlicher, und dem Lehrer desto nachtheiliger, wenn sie sich einbilden, er könne sich nicht weiter vertheidigen. Muß es einmal zu Befehlen

kom=

kommen: so ist es am besten, sie zu einem blinden Gehorsam zu gewöhnen. Aber desto strenger muß der Vorgesetzte sich selber seyn, desto vorsichtiger soll er zu Befehlen schreiten; desto genauer soll er die Gründe und Gegengründe vorher prüfen. Ist der Untergebene unartig genug, seinen Willen mit Ungestümm durchsetzen zu wollen: so lasset ihn erfahren, daß ihr mächtiger seyd, als er. Aber hier, wie allezeit, **wenige Worte, Gelassenheit, keinen wilden Zorn.**

Oder lasset ihn die natürlichen Folgen seines Ungehorsams treffen, wenn es ohne Gefahr geschehen kann. Euer unbändiger Junker läuft wider euren Willen weg. Veranstaltet es, daß ihm so etwas unangenehmes begegne, wie ihr zu befürchten Ursache hattet; woferne es sich dießmal nicht von selbsten eräugnen sollte. Ein gesunder Verstand wird sich die Umstände genauer zu Nutze zu machen wissen, als es sich im allgemeinen anzeigen läßt. Und einem andern würde auch mit noch so vielen Beyspielen nicht zu helfen seyn.

Wann die Abhängigkeit ihm beschwerlich wird: so gebet ihm zu erkennen, daß es uns allen nicht besser gehet; daß wir nicht nur unter der Gewalt der äuserlichen Dinge stehen, sondern auch den willkührlichen Befehl anderer Menschen gehorchen müssen. Er will ausgehen, wann ihr nicht könnet. Aber siehe, ihr selbst waret ein andermal im Begriffe auszugehen, da euch sein Herr Vater, oder sonst iemand davon abhielt.

Aber alle diese Regeln sind umsonst, wenn ihr ungerecht und eigensinnig seyd; wenn ihr ein Kind nach euch bilden wollet.

Müsset ihr etwa einmal den Entschluß ändern, den ihr dem Verlangen eures Lehrlings entgegen gesetzt hattet, wie dann dieses sich eräugnen kann: so lasset ihn sehen, daß die Umstände sich geändert haben, daß die vorigen Ursachen wegfallen, daß andere das Gegentheil erfordern. Vor allen Dingen lasset keinen Unwillen deswegen blicken, und keine Verlegenheit: sondern bezeuget vielmehr eine Freude darüber, daß ihr nun eures Lieblings

Willen

Willen zu vergnügen im Stande seyd. Ihr werdet es aufrichtig thun, wenn ihr vorher nicht aus Eigensinn, sondern aus triftigen Gründen euch bestimmt hattet.

Ich hatte nicht oft Gelegenheit, bey Emilen Zwang und Befehle zu gebrauchen. Ich suchte sein Vergnügen zu befördern, wo ich nur konnte; und darum liebte er mich zu sehr, als daß er nicht gesucht hätte, mir zu gefallen. Eine ernstliche Miene bewog ihn, meinem Willen zu folgen, ohne zu untersuchen. Kinder die schon verdorben sind, werden freylich immer mehr Schwierigkeiten verursachen. Aber man gehe nur auf den Ursprung zurück! Und noch kann man vieles verbessern, wenn man ordentlich das Bezeigen gegen sie annimmt, das man gleich Anfangs hätte annehmen sollen; und bey ihren Bosheiten gelassenen Ernst beweiset. Billige Gefälligkeit gegen das Vergnügen des Eleve; unerschrockene Standhaftigkeit und kaltes Blut, wenn man sich ihm widersetzen muß; Geschicklichkeit die allerersten Grade der

Stra-

Strafen, die allergeringsten Veränderungen in seinem Betragen wirksam zu machen, müssen in iedem Falle das Beste thun, und werden gewiß nie ohne merklich gute Folgen seyn.

Fünftes Capitel.

Von den Ursachen des Unterschiedes der Menschen in Ansehung der Erkenntnißfähigkeiten.

Bey der Erziehung, wie bey allen, was der Mensch thun kann, erstrecken sich seine Kräfte und Geschicklichkeiten nicht so weit, daß er etwas schaffen könnte, wo nichts, wo kein Grund vorhanden ist. Alles, was er thun kann, besteht nur darinne, daß er dasienige, was er vor sich findet, auf eine gewisse Weise anders einrichtet, hier etwas absondert, dort etwas mit einander verbindet, daß er den Kräften Gelegenheit zu wirken, und eine gewisse Richtung giebt, bald ihre Wirksamkeit aufhält, bald sie treibet und anreitzet.

Daß

Daß daher auf die natürliche Anlage eines Menschen bey der Erziehung desselben gar vieles ankomme, ist leicht zu erachten; und iedermann gesteht es ein. Wer zweifelt daran, daß bey einem Kinde, welches ganz geringe Erkenntnißfähigkeiten äusert, die besten Anstalten weniger fruchten, als bey einem guten Kopfe, welcher oft für sich selbsten vortreflich wird, ohne Anweisung und Unterricht? Man hält ferner dafür, daß schon vermöge der ursprünglichen Anlage, die in ihm ist, ein Mensch zu einer Art der Geistesbeschäfftigungen aufgelegt und geschickt gebohren werde; ein anderer zu einer andern; und daß es daher komme, daß bisweilen die besten Genies unfähige Köpfe scheinen, so lange bis sie die Beschäfftigung finden, für die sie die Natur bestimmt hat.

Aber wie viel von dieser natürlichen Anlage abhängt, was eigentlich ursprünglich und unabänderlich dabey ist, und was noch kann gehoben und geändert werden, und worinne also zuletzt der Hauptgrund des Unterschiedes

der Köpfe lieget; dieses ist so leicht nicht zu bestimmen.

Und doch ist dem Erzieher gewiß daran gelegen, dasienige was er bilden und befördern soll, wo möglich vom Grunde aus zu kennen. Es muß üble Folgen haben, wenn man entweder für ursprünglich und unabänderlich hält, was noch wohl geändert werden könnte; oder den Grund von etwas am unrechten Orte sucht; und überhaupt also nicht dieienigen Absichten und Mittel wählet, die den Grundbestimmungen der Natur am angemessensten sind, und also am besten gelingen müssen.

Man wird es daher nicht für eine unnöthige Ausschweifung halten, wenn ich mich itzt in weitere Betrachtungen über diese Sache einlasse. Es würde mir schwer geworden seyn, alles, was zu meiner Absicht dienlich scheinet, in die Erzählung einzuflechten. Vielleicht ist auch diese Abwechselung selbst einigen Lesern angenehm.

Ich will hier keine Spitzfindigkeiten oder Zweifel vortragen, über die den Gelehrten sowohl als den Ungelehrten gewissermassen freylich noch sehr unbekannte Natur der menschlichen Seele, des bessern Theiles von uns, in welchem unser Denken und Wollen vorgeht, und alle unsere Vorstellungen und Begierden zusammen kommen. Ob er ein ausgedehntes und theilbares Wesen ist, oder nicht; daran mag itzt nichts gelegen seyn. Genug, daß wir einen bessern Theil unserer Natur, einen Geist in uns kennen, den wir mit Recht, von dem was unser Körper heißt, unterscheiden.

Natürlich entsteht also bey dem Nachdenken über den Unterschied der Menschen, in Ansehung der Erkenntnißfähigkeiten, die Frage: Ob in dem, was des Körpers ist, oder in dem Geiste allein, oder in beyden, der Grund von diesem Unterschiede zu suchen? Wenn es auch eine blosse Frage der Neugierde wäre: so scheinet die Neugierde selbst nicht zu tadeln, wenn es darauf ankömmt, sich und seine Natur, den Grund und Ursprung seiner

Kräfte, kennen zu lernen. Aber die praktischen Folgen können bey einer solchen Untersuchung nicht fehlen.

Wenn man den Ursachen von etwas nachdenket: so befiehlt die Vernunft, daß man fürs erste die bekannten und ausgemachten Ursachen, die die Erfahrung an die Hand giebt, erwäget, um zu sehen, wie vieles diese bewirken, ehe man sich auf Vermuthung einlässet, und noch andere Ursachen annimmt, die für sich nicht offenbar sind.

Und nun, wem ist wohl unbekannt, daß auf den Zustand unseres Körpers bey den Geistesgeschäfften sehr vieles ankömmt? An einem heitern Morgen, wenn der Körper neue Kräfte gesammlet hat, wenn keine unverdauten Speisen ihn beschweren, kein Schmerz in ihm ist: oder wenn durch eine mäßige Bewegung den Säften der Lauf durch alle Theile erleichtert worden ist: wie frey ist da nicht unser Geist, wie schnell entstehen nicht da die Gedanken auf einander, wie helle und deutlich sind sie nicht? Wer empfindet nicht den Einfluß

fluß der Witterung, den beschwerlichen Einfluß der Hitze, der schwühlen oder feuchten Luft? den stärkenden Einfluß einer heitern und mässig warmen Luft?

Hieraus, und aus unzähligen Beobachtungen, die so unbekannt nicht sind, daß ich sie anführen müßte, wird wohl ein ieder den Schluß ziehen, daß auf den ursprünglichen, beständigen oder gewöhnlichen Zustand des Körpers, auf die Triebe die in ihm sind, auf die Menge und den Gang der Lebensgeister, überhaupt auf die Mischung der Säfte und auf den Bau und das Verhältniß der festen Theile desselben in Ansehung der Geistestriebe und Fähigkeiten eines Menschen nicht wenig ankommen müsse.

Diese allgemeine Folge mag uns einstweilen genug seyn, ohne daß wir es wagen zu bestimmen, was für ein Temperament witzige, und was für eines tiefsinnige Köpfe hervorbringt, oder wie die unterschiedenen Genies in den innern Theilen des Körpers, in denen, mit welchen, wie es scheint, der Geist unmittelbar

telbar communicirt, organisirt seyn müssen. Die Muthmassungen, die man hier wagen kann, scheinen für praktische Absichten noch zu kühn. Und wir dürfen sie itzt noch um so viel weniger wagen, da wir noch nicht untersucht haben, was für andere Ursachen mit wirken, die Geistesfähigkeiten zu bestimmen. Man schreibt gar leicht einer Ursache, die man entdecket hat, zu viel zu, wenn man noch nicht die andern mitwirkenden Ursachen kennet.

Es ist aber meine Meinung gar nicht, daß nicht, wenn man nur erst viele Erfahrungen richtig gesammlet hätte, bestimmtere Sätze von dem Verhältnisse dieser oder iener Beschaffenheit des Körpers zu gewissen Geistesfähigkeiten sich heraus bringen liessen *).

Als=

*) Weit bis zum Paradoxen geht hiebey unter andern ein bekannter spanischer Arzt, Huart, dessen Buch von der **Prüfung der Köpfe zu den Wissenschaften**, auch ins Deutsche übersetzt ist. Pour moi, sagt er S. 68. der franz. Uebersetz. Amst. 1672. je suis de ce sentiment, que comme je sçay, que la Nature fait l'homme d'une semence chaude & humide (qui est le temperament, qui enseigne aux ames sensitives & végétatives, ce qu'elles doivent faire) il ne

Alsdenn würde sich auch die Folge bestimmter vortragen lassen, die ich itzt auch nur allgemein anzeigen kann, daß Diät und Pflege, und die ganze physische Lebensart eines Menschen, und also auch der Ort, wo er sich aufhält, auf seine Geisteskräfte einen merklichen Einfluß haben.

Aber eine andere eben so offenbare Ursache der Verschiedenheit des Genies liegt in der unterschiedenen Anwendung und Uebung der natürlichen Kräfte. Diejenigen Triebe weggerechnet, denen zu Folge wir einiges, oh-

ne peut pas raisonner; & que si elle au contraire le formoit d'une qui fut froide & seche, il pourroit discourir en naissant & raissonner de son enfance. Die Lehre von den Temperamenten ist sowohl in Ansehung der Fähigkeiten, als den Neigungen, die davon herkommen sollen, von vielen übertrieben worden. Aber deswegen kann man nicht die ganze Sache für nichtig erklären. So wie von der grössern oder geringern Elastiät und andern Unterschieden der festen Theile vieles abhangen muß: also muß auch auf die Substanz der flüßigen Theile, von welchen die festen Theile genähret und getrieben werden, vieles ankommen. Mein Zweifel geht nur wider die Sicherheit der praktischen Folgen.

ne zu wissen wie, verrichten, ist bekanntlich unsere thätige Kraft ein Vermögen, so nach Vorstellungen und Begriffen sich richtet, die wir nicht mit auf die Welt bringen, sondern uns erwerben müssen. Die Seele ist daher von vielen mit einer leeren Tafel verglichen worden, auf welcher vermittelst der Veränderungen, die die Empfindungen in uns verursachen, allerhand Bilder beschrieben würden. Andere, die von der Seele keinen so bildlichen Begriff geben wollen, sagen, daß die feinere Theile des Körpers, die Fibern oder Fasern des Gehirns, deren sie sich als ihrer nächsten Werkzeuge bedienet, anfangs so zart und beugsam sind, daß sie Eindrücke annehmen und zu Bewegungen leicht gebracht werden können, zu welchen sie, wenn sie einmal durch stete Anwendung von einerley Art, oder auch durch irgend einen gewaltigen Zufall, eine festere Form bekommen haben, nicht mehr geschickt sind. Je nachdem also ein Mensch gewisse Vorstellungen bekömmt, ie nachdem bekommen seine Geisteskräfte eine gewisse Richtung, und Geschicklichkeiten werden in ihm gegründet. Und vie-

vieles kann bisweilen auf die ersten Eindrücke ankommen.

Nicht iedwede Anwendung giebt der Seele, oder den Werkzeugen, vermittelst deren sie erkennet und wirket, dieienige bleibende Richtung, wodurch die Fertigkeit, eines leichter als das andere zu vernehmen oder zu verrichten, bewirket wird. Durch öftere und fleißige Wiederholung der nemlichen oder einer ähnlichen Beschäfftigung entsteht erst die Fertigkeit. Und diese wird sich nicht finden, wo nicht Lust zur Sache ist. Lust zur Sache ist also die Triebfeder, von welcher bey der Bildung der Köpfe – ich will noch nicht sagen wie vieles – aber gewiß vieles abhängt.

Nun fragt es sich, was kann die vorzügliche Lust zu einer gewissen Beschäfftigung erwecken? Hängt diese vielleicht von einer ursprünglichen Disposition der Natur in der Seele oder dem Körper ab?

Hier will ich nun gerne einräumen – daß in der Organisation eines Menschen selbst schon ein Grund liegen könne, warum gewisse

Beschäfftigungen ihm angenehmer, oder weniger unangenehm, als einem andern. Vermöge der Anlage derselben kann es seyn, daß den Organen eine gewisse Anwendung schwerer oder leichter wird, und daher abschrecket oder reitzet. Vielleicht, daß wegen eines solchen ursprünglichen Unterschiedes der Naturen der eine durch dasienige auf eine unangenehme Weise erschüttert und ermattet, oder in disharmonirende Empfindungen versetzet, oder gar nicht genugsam gerührt und beschäfftiget wird, was den andern sanfte, harmonische, ergötzende Bewegungen verursachet. Vielleicht daß mancher stark angreifende Bewegungen in seinem innern Wesen liebt, wie einer gerne über Gräben springt, auf Bäume klettert, überhaupt starke Leibesübungen liebt, der andere nicht; und dieß offenbar, wenigstens zum Theil, wegen der unterschiedenen Disposition des Körpers. Endlich lässet sich gedenken, daß eben die Disposition des Körpers, die den einen munter, flüchtig und freundlich machet, ihn aufgelegt mache, Aehnlichkeit, Wahrheit und Vollkommenheit zu bemerken; da das

schon

schon in dem Körper gegründete schwermüthige und murrische Wesen eines andern Ursache mit seyn kann, daß dieser sich darauf leget, Unterschiede, Irrthümer und Fehler zu entdecken.

Aber wie vielen Grund man auch hierinne suchen mag von der Lust, wodurch die Menschen zu gewissen Geistesbeschäfftigungen und Lebensarten gezogen werden; so kann man doch die andern Ursachen nicht in Zweifel ziehen.

Aus unzähligen Quellen – auf die letzten und innersten sehe ich itzt nicht – entspringt das Vergnügen, und durch eben so viele Ursachen kann also einem Menschen etwas angenehm werden. Denn eine Vorstellung, in welcher etwas angenehmes liegt, oder die Empfindung der Lust, darf nur damit verknüpfet werden. Und kann nicht eine angenehme Vorstellung mit iedwedem Dinge verknüpfet werden; dergestalten verknüpfet werden, daß sie so leicht sich nicht wieder davon trennen lässet? Die Seelenforscher wissen es, und iedermann kann es bald merken, wenn er auf sich acht geben will, daß ein paar Vor-

stellungen, wenn sie auch nichts ähnliches mit einander haben, dadurch daß sie zufälliger Weise, oder auf willkührliche Veranstaltung, einmal sehr lebhaft, oder oft, neben oder auf einander in der Seele eines Menschen entstehen, also mit einander vereiniget werden können, daß nicht leicht eine mehr ohne die andere entsteht. So verknüpfet sich das Andenken und die Empfindung der Freude mit der Vorstellung von dem Orte oder der Zeit, da wir einmal oder öfters erfreuet worden sind. Und eben also das Andenken der Schläge oder Scheltworte, und die Empfindung des Verdrusses mit der Vorstellung des Buches und der Lection, die Gelegenheit dazu gegeben haben. So kann also alles angenehm oder weniger mißfällig für einen Menschen werden durch die Verknüpfung mit einer angenehmen Vorstellung, oder wenn man lieber will, mit der ergötzenden Empfindung.

Nicht daß iedwede angenehme Vorstellung oder ergötzende Empfindung mit iedweder Sache, und bey einem ieden Menschen sich ver-

verknüpfen liesse. Aber da der angenehmen Vorstellungen unzählig viele sind, die bey einem ieden Menschen Platz finden: so kann immer eine dazu dienen, eine Sache angenehm zu machen, wenn es die andere nicht kann.

Es darf nur etwas aus einem unangenehmen Zustande uns heraus reissen: so ist es schon willkommen, und kann dadurch das Ansehen einer guten Sache bey uns gewinnen. Alles, was uns beschäfftiget, wenn wir Beschäfftigung suchen, alles was den unsteten belästigenden Trieben der Wirksamkeit eine gewisse Richtung giebt, und die hungrige Seele mit lebhafteren Vorstellungen erfüllet, kann dadurch ergötzend für uns werden.

Was kann also einem Menschen nicht zur angenehmen Beschäfftigung gemacht werden, wenn es ihm zur rechten Zeit vorgelegt wird?

Ein Ding das neu ist, wenn es auch sonst wenig auf sich hat, gefällt, weil es neu ist, zumal denen die noch wenig Beschäfftigung haben, und aus Mangel der genauern Kenntniß

niß leicht vielerley Erwartungen sich machen. Abermal ein Grund, weswegen zu einer gewissen Zeit und bey einer gewissen Vorstellungsart alles angenehm werden kann.

Wer das Vergnügen liebt und den Schmerz flieht, der liebt auch die Mittel, sich das Vergnügen zu verschaffen und vom Schmerz sich zu befreyen; er strebt desto eifriger darnach, ie nützlicher und unentbehrlicher sie ihm zu dieser seiner Absicht zu seyn scheinen. Je mehr er von dem Nutzen dieser Dinge sagen hört oder selbst erfährt, desto lieber werden sie ihm. Die angenehmen Vorstellungen verknüpfen sich endlich in solcher Menge und so genau mit den Begriffen von denienigen Dingen, die man zuerst nur um ihres Nutzens willen, und in Rücksicht auf andere Dinge begehrte, daß man sie zuletzt für absolute Güter ansieht, und aus der Vorstellung derselben Vergnügen, als aus einer ursprünglichen Quelle schöpfet; hingegen verlieret sich die Lust, die man an diesen Dingen hatte, wieder, wenn man einsieht, daß man sich in Ansehung

der

der Vortheile, die man von ihnen erwartete, betrogen hatte. Dieß geschieht zumal, wenn die Neigung noch iung, wenn sie noch nicht zur Natur geworden ist.

Es ist eine bekannte Meinung vieler Weltweisen aus den alten und neuern Zeiten, daß, ausser den angenehmen Empfindungen, die von gewissen Zuständen des Körpers herkommen, und die ersten sind, die uns zu Theil werden, alle andere Vergnügen aus dieser Quelle, nemlich aus der Vorstellung des Nutzens entspringen. Darinne setzen sie den Grund iener feinern Ergötzungen, woran der Körper nicht so unmittelbar Antheil nimmt, des Wohlgefallens so der Mensch empfindet bey der Vorstellung seiner Einsichten, Geschicklichkeiten und übrigen Vollkommenheiten, bey dem Bewußtseyn der Liebe und Achtung, die man für ihn hat, und daher auch bey denienigen Beschäfftigungen, die diese reitzenden Vorstellungen ihm erwecken, diese seine Vollkommenheiten befördern. Ich bin nicht ganz der Meinung dieser Philosophen. Ich glaube, daß so gut

gut etwas dem Auge unmittelbar gefällt, und nicht blos deswegen, weil es auch wegen seines Geruches oder Geschmackes angenehm ist, eben so wohl könne auch etwas wegen der Art, wie unser Innerstes dabey afficiret wird, unmittelbares Vergnügen uns verschaffen, ob wir gleich auch in Rücksicht auf die Empfindungen des äussern Sinnes, mit denen es übereinstimmt, und um seines manchfaltigen Nutzens willen, es begehren. Aber in so weit bestättiget die Erfahrung dieser Weltweisen Meinung, daß wenn man auf den Ursprung dieser erst berührten und vieler andern Vergnügungen, die nicht weniger unmittelbar zu seyn scheinen, acht giebt, man dieselben allererst hauptsächlich aus der Vorstellung des Nutzens entspringen sieht.

Aus dieser fast zu langen Anmerkung — durch die ich aber zugleich für das folgende Capitel etwas gewonnen habe — ziehe ich itzt nur diese Folge: daß daraus noch nicht sogleich ein angebohrner und unmittelbarer Hang sich beweisen lässet, wenn einer etwas an und

für sich und ohne Rücksicht auf seine Nutzbarkeit zu lieben scheinet; und daß es nur auf geschickte Verknüpfung der Vorstellungen vom Nutzen ankömmt, um eine solche Lust zu etwas zu erwecken, bey welcher man auch das Unangenehme, das damit verbunden ist, bald vergisset. Aber dabey wird unter andern auch dieß zu beobachten seyn, daß man einem die Sache als nützlich vorstellet in Ansehung solcher Güter, die er kennet, und hochschätzet; und auf eine Art, die Eingang bey ihme findet, und Ueberzeugung wirket; besonders also in einem solchen Ton, und zu einer Zeit, daß er gerne zuhören mag.

Wenn diese bisher bemerkten Ursachen einzeln schon etwas ausrichten können, wie vieles muß erst geschehen, wenn mehrere derselben zusammen wirken? Wenn der Knabe Beschäfftigung suchet, und sie in der Nachahmung seines Lieblings findet, und sieht, daß diese Beschäfftigung seinen Eltern wohlgefällt, wenn sie ihm aus dem Stoffe seiner angenehmen Empfindungen Hoffnungen schaffet, Aussichten er-

eröffnet; wie ungeschickt müßte man nicht seyn, wenn man machte, daß diese Lust sich bald wieder verlöhre!

Eine geschickte Anweisung befördert das Wachsthum der Erkenntniß und der Geisteskräfte nicht nur unmittelbar deswegen, weil sie dem Lehrlinge die bequemsten und wirksamsten Mittel, die leichtesten und nächsten Wege zeiget; sondern auch deswegen, weil der sympathetische Einfluß des Lehrers, dem alles leicht von statten geht, welchem zuzuhören einem eine Freude seyn muß, auch eher Lust machen kann, als wenn es ihm so schwer wird, daß sein Lehrling Angst und Mühe fühlt, wenn er ihn nur ansieht.

Die Lust ist also eine Hauptursache der zu einer gewissen Grösse erhobenen und auf gewisse Gegenstände bestimmten Geistesfähigkeiten; die Lust, die auf unzählige Weise, oft durch einen sehr mittelbaren, bisweilen sonderbaren, Zusammenhang der Vorstellungen erweckt werden kann.

Ich

Ich habe mich nicht getraut, den Einfluß des Körpers und der ursprünglichen Disposition desselben genau zu bestimmen; ich habe auch noch nicht untersuchet, ob nicht, ausser dem Körper, noch ursprüngliche Dispositionen seyn können, die die Art und Grösse der Geistesfähigkeiten gründen können. Ich kann also auch den Beytrag nicht genau bestimmen, der von äusserlichen Ursachen herkömmt, die die Lust erwecken, und eine Sache interessant machen; dergleichen die Urtheile und Beyspiele derienigen, mit denen man umgeht, die Landesverfassung, die Sorgfalt der Obrigkeit zu diesem oder ienem aufzumuntern, die Gelegenheit und iedwede vortheilhafte Aussicht.

Diesen äusserlichen Ursachen schreibt **Helvetius** alles zu. Er übertreibt die Sache. Aber so viel, scheinet es, lässet sich behaupten, daß das allermeiste von diesen äusserlichen Antrieben und Anreitzungen abhängt; besonders was die Art der Geschicklichkeiten anbelangt, in denen sich ein Mensch hervorthut.

Ich will dieß nicht mit weit hergeholten Betrachtungen zu beweisen suchen; mich dünket, die Erfahrung beweiset es zur Genüge. Wenn in einer Schule der Lehrer, der im vorzüglichen Ansehen steht, ein Metaphysiker von einem gewissen Schlage ist: schwärmt nicht ein Haufen junger Metaphysiker um ihn herum, die sich zu entehren glaubten, wenn sie Dichter studierten, und die Zeit, die man aufs Griechische wendet, für verschwendet halten? In der Schule, wo ich erzogen wurde, war selten einer, der deutsche Verse machen wollte; man hatte einen Lehrer, den man verehrte, und der ein lateinischer Dichter war, man machte lateinische Verse, so gut man konnte, immer lieber als deutsche. Zu der nemlichen Zeit kamen aus einer benachbarten Schule beständig deutsche Reimer, zum Theile auch Dichter, zum Vorscheine. Ausser andern Veranlassungen, wirkte auch da hauptsächlich das Beyspiel der Lehrer. Und was macht denn, daß wechselsweise bald ein Zeitalter von Sprachgelehrten, und Polyhistorn, dann von Philosophen, darnach von Kunstrichtern, und so weiter,

ter, auftritt? Gewiß man wird nicht glauben, daß die Gestirne, oder die Winde, oder andere physische Ursachen, gewisse innere Dispositionen in den Körpern gründen, aus denen diese Abwechslung der Studien also erfolgen müssen.

Wir wollen einen Blick auf die allgemeine Geschichte des menschlichen Verstandes werfen; weil dort die Summe der Effecte ein mehr hervorstechendes Phänomenon macht, als bey einzelnen Personen.

Einigen Einfluß des Körpers, und der körperlichen Dinge, der Luft und der Speisen, bemerket man auch hier bald, wenn man den Ursachen des Unterschiedes unter den Nationen des Erdbodens in Ansehung der Fähigkeiten und Kenntnisse, durch die sich eine vor der andern auszeichnet, mit Aufmerksamkeit nachdenket. Aber auf eine unwahrscheinliche Weise ist dieser Einfluß als groß und beynahe als die einzige Ursache davon bisweilen vorgestellt worden. Die Geschichte macht es offenbar, daß das mehreste auf die moralischen Ursachen ankommt, auf die Umstände, die den

Willen erwecken, Lust machen. Das Genie, die Künste und Wissenschaften, haben nun beynahe die meisten Länder der alten Welt durchwandert. Ein Volk hat aufgehöret erleuchtet zu seyn, und das Licht ist aufgegangen, wo vorher Barbarey war. Es hat sich zwar auch das Physische dieser Länder hier und da geändert. Aus einem sumpfichten, waldigten, unbebauten Lande ist etwa ein cultivirtes Land geworden. Aber theils ist der Grund zum Aufkommen des Genies der hierinne liegt, zu gering, für das was geschehen ist; theils ist er selbst später und zur Hälfte wenigstens eine Wirkung von dem Wachsthume der Künste und Wissenschaften. Griechenland hatte Dichter und Redner von der ersten Grösse, da es seine Dichter krönte wie die Helden, und die Redner die Herren vom Lande, oder wenigstens die Staatsminister waren. **Auguste** und **Ludewigs** machen goldne Zeitalter. So lange wir solche Empfindungen behalten, wie wir bey **Gellerts** Tode bewiesen haben, werden wir fromme Dichter, oder wenigstens rechtschaffene Gelehrte haben.

Aber

Aber das scholastische Zeitalter, eine Zeit, wo man Ursache hatte scholastisch zu seyn, hatte doch auch seine Bacons, die die härtesten Verfolgungen nicht abhalten konnten, verachtete, übel beruffene, Wissenschaften zu treiben? Aber diese Bacons konnten ihre besondern Anreitzungen haben, die wir nicht wissen. Die Geschichte einzelner Personen würde ohne Zweifel das nemliche darthun, was wir aus der Geschichte der Völker schliessen müssen, wenn wir sie nur eben so genau wüßten. Wüßten wir die genaue Lebensgeschichte eines Du Val, oder einer Karschin – vielleicht aber müßten wir sie genauer wissen, als sie selbst – so könnte es uns alsdenn leicht seyn, völlig und umständlich zu erklären, wie iener als Kühhirte darauf verfiel, Landcharten zu studieren, und diese unter nicht bessern Umständen zur Dichterin gebildet wurde. Aus dem, was im Dunkeln liegt, können wir keine Folgen ziehen, die wir dem entgegen setzen, was die Natur bey ihren sichtbarlichen Wirkunjen uns zeiget. Der gute Fortgang, die angenehmen Folgen der ersten kindischen Versuche, zu de-

nen die Veranlassung leicht überall sich findet, die Gelegenheit sich mit diesem iust zu beschäfftigen, als man Beschäfftigung suchte, ein interessanter Beyfall, ein Lobspruch uns selbst oder einem andern ertheilt – solche Umstände werden leicht übersehen. Und doch ist nicht schwer zu begreifen, daß sie entscheidend seyn können; zumal wenn etliche derselben zusammen kommen, oder das nemliche mehrmalen geschieht.

Die Meinung von ursprünglichen Richtungen des Genies zu einer gewissen Art der Geistesbeschäfftigungen, die man wohl gar für wesentlich hält bey den claßischen Geistern, die schlechthin Genies heissen, wird endlich auch dadurch unwahrscheinlich, daß viele derselben, die für Geister von der ersten Grösse ohne Streit erkannt werden, daß Grotius, Leibnitze und Kästners, durch Proben genugsam bewiesen haben, daß es nur auf sie angekommen wäre und auf ihren Entschluß, in welcher Art der Geistesbeschäfftigungen sie vortreflich und claßisch werden wollten.

Ich wollte nicht beweisen, daß die Bestimmung des Genies durch innere Dispositionen gar nicht gegründet seyn könne; sondern nur, daß die äusserlichen Ursachen wahrscheinlicher Weise das meiste dabey thun. Ich habe schon bemerket, daß selbst die Lust, die einer bey gewissen Beschäfftigungen findet, von der Natur der Empfindungs- und Bewegungswerkzeuge zum Theil herkommen könne. Und wenn offenbar der Zustand der Imagination von dem Zustande des Körpers, von der Beschaffenheit der Nahrung und des Klima abhängt; wenn vermöge physischer Ursachen die Lebhaftigkeit der Vorstellungen grösser oder geringer, ihr Fortgang schneller oder langsamer zu seyn pfleget: so ist nicht zu leugnen, daß einer zur völligern Empfindung, zu bilderreichen Vorstellungen, zur Vergleichung und zu Verbindungen der Begriffe, die auf ihrer Aehnlichkeit beruhen, der andere zur subtilern Auflösung derselben, zum langsameren Nachdenken, zu Bemerkung der Unterschiede, die den flüchtigen, feurigen Köpfen entwischen, vorzüglich geschickt seyn könne, schon zu Folge derienigen Beschaffenheit

seiner Organen, die er mit auf die Welt bringt.

Und noch mehr, scheinet es, beweiset einen ursprünglichen Unterschied in den Kräften des Geistes derienige Unterschied der Menschen, nach welchem einige überhaupt zu gar nichts Fähigkeit haben, da andere in allem, was sie nur anfangen einen guten Kopf beweisen. Man müßte dem Paradoxen sehr ergeben seyn, wenn man diese Folge gar nicht für gegründet erkennen wollte. Nichts desto weniger aber kann es leicht geschehen, daß man sich bey der Anwendung derselben irret; wenn sie gleich im Allgemeinen richtig ist. Und nur in der Rücksicht will ich einige Zweifel dagegen vortragen.

Erstlich hat man Beyspiele, daß manchmal einer für einen unfähigen Kopf lange Zeit gehalten worden ist, der hernach noch trefliche Talente gezeigt hat. Er bewies kein Geschicke, weil die Lust nicht da war, oder die geschickte Unterweisung fehlte. Die Unterweisung, die bey ihm gebraucht, die Motive, die ihm gegeben wurden,

den, konnten gut gewesen seyn bey vielen andern; aber für ihn waren sie nicht.

Eben so findet es sich, daß Leute, die man Vorzugsweise Genies nennt, wenn sie ausser ihrer Sphäre sind, oder auch dann und wann in ihrem eigenthümlichen Gebiete, so urtheilen, oder daß sie also leben, daß Leute von dem gemeinsten Verstande sie wohl beschämen möchten. Die ordentlich blödsinnigen, das heißt die kranken, unvollkommenen Menschen ausgenommen, sind diejenigen, von denen sich mit Grunde behaupten liesse, daß sie zu nichts Erheblichem Verstand und Geschicklichkeit hätten, wegen der Unfähigkeit ihrer Natur, wenigstens eben so selten, als diejenigen, die so wenig Unterweisung und Aufmunterung brauchen, daß sie aus sich selbst alles hervor zu bringen scheinen, und augenblicklich ihren Führern zuvor sind. Und ob wohl nicht zu leugnen, daß einige Geistesbeschäfftigungen mehr Fähigkeit erfordern als andere: so ist doch dabey auch dieses zu erwägen, daß was man bey der Erkenntniß leicht oder schwer zu fas-

fassen oder zu begreifen nennt, es nicht so wohl an und für sich ist, als in Rücksicht auf den Zusammenhang, in welchem es gedacht werden soll. Abgerissen von den nöthigen Vorerkenntnissen, von den aufklärenden angrenzenden Begriffen, ist alles schwer; hingegen alles leicht vorzustellen, wenn man die Begriffe erst hat, die allmählig darauf führen. Ein Ey auf den Tisch aufgerichtet zu stellen, kann einem so schwer seyn, als das verwickelste Problem aus dem innersten der Mathematik.

Aber weil man nun doch einen angebohrnen Unterschied der Fähigkeiten zugestehen muß: so fragt es sich endlich, ob derselbe ganz und gar im Körper liege, oder ob die menschlichen Seelen selbst durch Grundbestimmungen auch hier von einander unterschieden sind? Der bekannte Einfluß des Körpers auf den Zustand der Seelenkräfte, kann alsbald Zweifel gegen einen solchen Unterschied veranlassen.

Doch es ist eine Zweydeutigkeit in der Frage, die diejenigen bald bemerken werden, die sich einen genauern Begriff von der Seele

le aus psychologischen Untersuchungen gezogen haben. Wenn man im gemeinen Leben von der Seele redet: so versteht man dasienige Wesen, worinne alle unsere Erkenntnis, alle die Worte, die wir verstehen, alle die Geschichten die wir gehört oder gelesen haben, die Bilder von so vielen Personen, Stådten und andern Dingen aufbehalten werden: so wie die bald regen, bald ruhigen, Begierden, Wünsche und Anschläge, die uns abwechselnd beschäfftigen. Aber die Philosophen sind der Meinung, wenigstens sind es einige, die als Seelenforscher einen vorzüglichen Ruhm sich erworben haben, daß in diesem gemeinen Begriffe von der Seele manches mit zur Seele gerechnet werde, was noch im Körper ist. Die Seele, sagen sie, das Subiect des Bewußtseyns, ist ein ganz einfaches Wesen, der nur zukömmt wahr zu nehmen, was ieden Augenblick allernächst um sie herum vorgeht, und nach der Empfindung die ihr daraus entsteht, auf das, was um sie ist, zuruck zu wirken. Alle die Bilder, alle die Worte, alle die Eindrücke, die angenehme oder unangenehme Empfin-

pfindungen erwecken, wenn sie rege werden, und auf die Seele wirken, befinden sich ausser der Seele in den nächsten Werkzeugen von körperlichen, aber feinern Stoffe, die zusammen den innern Menschen, den Menschen der künftigen Welt, den mit der Seele genauer vereinigten unverweslichen Körper, ausmachen. Denn, sagen sie, wenn in der Seele selbst, in dem Punkte des Bewußtseyns, in dem was gleichsam das Centrum oder der Brennpunkt des menschlichen Wesens ist, das ganze System der Begriffe und der Begierden wäre: wie käme es, daß manche davon oft so lange nicht zum Vorscheine kommen? Und wie könnte man eine solche Menge von Abbildungen und Eindrücken, oder wie man es auch nennen will, mit dem Begriffe eines ganz einfachen Wesens, dergleichen doch die Seele seyn soll, und als das Subiect des Bewußtseyns seyn muß, zusammen reimen?

Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Philosophen recht haben. Dieienigen die in das System der psychologischen Lehren nicht tief

tief sich einlassen wollen: können immerhin ruhig bey dem gemeinen Begriffe von der Seele bleiben. Wiewohl es scheint, daß iener speculativere Begriff der Philosophen manchen Untersuchungen, sonderlich denenienigen, die die Unsterblichkeit und den Zustand des künftigen Lebens betreffen, behülflich ist. Doch diese gehören hieher nicht. Wenn Emil einmal erwachsen seyn, und zum Philosophiren Lust haben wird: giebt es vielleicht Gelegenheit, von dergleichen Dingen mit ihm zu reden.

Diese Abweichung nun der Begriffe von der Seele kann machen, daß von zweenen die mit einander streiten, ob in dem Ursprünglichen 'der Seele selbst Menschen von Menschen unterschieden sind, der eine Ja sagt, und der andere Nein, blos weil sie einander nicht verstehen.

Aber es verstehen sich vielleicht ein paar Philosophen, und der eine behauptet, daß die reinen Menschenseelen selbst, so rein und abgezogen von allem was körperlich ist, als sie einer sich denken mag, noch von einander unter-

terschieden seyn müssen? Wie ich mir vorstelle, könnte alsdenn der Streit also geführt werden.

A. Ich behaupte, daß die lautern Seelen verschiedener Menschen verschiedene Dinge sind, erstlich deswegen, weil in der sichtbaren Welt nicht ein paar Dinge sind, nicht ein paar grosse oder kleine Körper, Blätter, Haare, Eyer, Wassertropfen, Buchstaben, Gesichter, Stimmen und so weiter, angetroffen werden, die nicht in etwas von einander unterschieden wären.

B. Ich habe die Dinge alle zusammen so genau noch nicht untersucht.

A. Die in den Systemen beliebten Classen und Eintheilungen der Dinge, wobey voraus gesetzt wird, daß die einzelnen Dinge, die man eine Art ausmachen lässet, alle mit einander in den wesentlichen, das heißt beständigen und unveränderlichen Bestimmungen, aufs genauste überein kommen, sind ein Werk unserer Bequemlichkeit und Unwissenheit, und in der Natur nicht.

B.

B. Vielleicht. Aber es liegen allerhand Folgen in diesem Satze.

A. Dispositionen müssen in der Seele doch angenommen werden. Denn ein Ding ist nie ohne gewisse Beschaffenheiten. Warum also nicht verschiedene Dispositionen oder Eigenschaften in der Seele des einen und des andern?

B. Die Folge kann richtig seyn; doch weiß ich es nicht.

A. Es lässet sich ohnmöglich aus den unterschiedenen Beschaffenheiten dessen, was ausser der Seele ist, aller Unterschied der Menschen in den Erkenntnißfähigkeiten herleiten.

B. Wenn sie mir dieses beweisen werden: so will ich ihrer Meinung beytreten. Bis dorthin seyn sie mit dem Geständnisse meiner Unwissenheit zufrieden.

Aber wozu alles dieses, dachten vielleicht schon lange einige Leser?

Letzteres nur zur Aufklärung des übrigen; alles zusammen aber um der practischen Fol-

Folgen willen. Sie sind aus dem, was ich hie und da bemerket habe, wohl nicht schwer zu ziehen. Ich will doch noch etliche besonders anzeigen.

Auf Lust und Neigung kömmt das meiste an. Folge also entweder der Neigung, die sich von selbsten einfindet, bey der Wahl und Ordnung der Geistesbeschäfftigungen; oder wenn du aus guten Gründen dem Lehrlinge die Bahn vorzeichnen mußt, die er gehen soll, so mache daß er Blumen auf derselben finde, und entferne die Dornen, bis er ihrer also gewohnt ist, daß es sein natürlicher Lauf wird.

Das Innere des Lehrlings mußt du kennen, du magst entweder seinem natürlichen Triebe folgen, oder ihm welche erwecken wollen. Gieb acht, wodurch die Einbildungskraft desselben zur feurigen Aufmerksamkeit erweckt, wodurch das Spiel seiner innern Organen auf eine für ihn ergötzende Weise erregt wird. Aus einer Beobachtung lässet sich noch kein sicherer Schluß ziehen im Alter der Veränderlichkeit. Das gewöhnliche aber ist Natur.

Auch der äussere sichtbare Körper ist dem Geiste wichtig. Gewöhne ihn zu einer gewissen Unempfindlichkeit, daß die Seele nicht so leicht durch ihn gestört wird *); gieb ihm gehörige Bewegung, damit der Lauf seiner Säfte befördert, und die Organen rege erhalten werden. Besonders aber laß keine Triebe zur Unmäßigkeit aufkommen: denn diese rauben der Seele das Licht, tödten die feinern Empfindungen und entnerven den innern Menschen allzubald.

*) Gewisse Beobachtungen können vielleicht einen auf die Gedanken bringen, daß bey schwächlichen Körpern die Feinheit der innern Empfindungen grösser ist. Allein andere Beobachtungen beweisen, daß feine Köpfe und robuste Körper auch beysammen seyn können. Den Körper mit Fleise verzärteln, wäre also nicht vernünftig. Es giebt schon andere Mittel, die innern Empfindungen zu erwecken und zu verfeinern. Früher Umgang mit Personen von feinem Gefühle, Lectüre, Musik, endlich gewisse Leidenschaften sind solche Mittel,

Sechstes Capitel.

Von den Gründen der Neigungen, sonderlich derjenigen, die das Recht- oder Uebelverhalten eines Menschen hauptsächlich bestimmen.

Woran ein Mensch seine Lust hat, wornach er begierig strebt, dagegen ist ein anderer ganz gleichgültig; er hasset es vielleicht und fliehet davor. Darum sagt man, daß die Menschen nicht einerley, daß sie bisweilen just entgegengesetzte Neigungen haben.

Neigungen, Begierden und Triebe sind Namen, die vielfältig als gleich bedeutend gebraucht werden; in der genauern Sprache der Philosophen aber pflegt man sie bisweilen von einander zu unterscheiden, um einiger Fragen willen, die darnach leichter berichtiget werden können. Nemlich eine **Begierde** schreibt man einem Menschen zu, wenn er etwas im Sinne hat, so er als gut, als nöthig, sich vorstellet, und daher zu erhalten bemüht ist. Eine **Neigung** aber schreibt man ihm

ihm zu, in so fern man weiß, daß er Wohlgefallen an etwas hat, und von Zeit zu Zeit Begierden darnach äussert, ob er gleich itzt nicht daran denkt, oder darnach strebet; und man nennt die Neigung eine Leidenschaft, wenn die Begierden, die sie erregt, die Empfindungen der Freude oder des Verdrusses, die in ihr gegründet sind, so heftig sind, daß sie das Gemüth beunruhigen, und den Menschen in den Zustand des Affects versetzen. Endlich nennt man die Richtung der thätigen Kraft etwas gewisses zu bewirken einen Trieb; und unterscheidet die mechanischen Triebe, solche die im Körper ganz allein liegen, von den geistischen Trieben, oder den Richtungen der geistischen Kräfte, welche letztern blinde Triebe heissen, wenn sie nur durch dunkle Vorstellungen erregt und geleitet werden, verständige oder vernünftige Triebe aber, wenn sie von vernünftigen Vorstellungen, von der Ueberlegung und deutlichen Erkenntniß abhängen.

Wir haben den Grund und Ursprung der Fähigkeiten zu erforschen uns bemüht; weil

derienige der den Kopf bilden will, mit dem, was Fähigkeit oder Ungeschicklichkeit verursachen kann, bekannt seyn muß. In ähnlicher Absicht wollen wir nun den Gründen der Neigungen, sonderlich derienigen, die das Herz gut oder bös machen, nachdenken, um zu sehen, was die Natur dabey thut, und was von uns herkömmt oder herkommen kann, die wir das Herz des andern bilden wollen. Ich habe, indem ich den Gründen der Neigung zu gewissen Geistesbeschäfftigungen nachdachte, schon manches bemerket, so allgemeiner ist, und in dieses Capitel eben so wohl gehöret. Ich will nun diese Betrachtung fortsetzen, in der Hoffnung, daß eines das andere weiter aufklären wird.

Was für das gewisseste bey dieser manchen Schwierigkeiten ausgesetzten Untersuchung gehalten werden kann; scheinet dieses zu seyn, daß oft eine Neigung aus der andern entsteht, oft auch eine durch die andere vertrieben wird *).

Liebe

*) Der Kürze wegen nehme ich die Namen Neigung und Begierde so weitläuftig, daß ich Abneigungen und Verabscheuungen meistentheils auch mit darunter begreife.

Liebe zu einer Person, erwecket Neigungen, die mit den ihrigen übereinkommen. Die Ehrbegierde ist bey dem einen, die Neigung zur Unabhängigkeit, bey dem andern dasienige, was eine Lebensart ihm vorzüglich lieb machet. Dasienige, was ein Mensch an und für sich eher verabscheuen als begehren würde, kann ein Gegenstand heftiger Begierden werden, wenn die Umstände so kommen, daß ohne dasselbe seine herrschende Neigung, eine ungestümme Leidenschaft, nicht befriediget werden kann. Hingegen kann er dasienige mit Abscheu verwerfen, wozu dem ohngeachtet eine Neigung in ihm ist, aber eine viel schwächere als itzt dieienige ist, die sich widersetzet.

So kann auch hier vieles möglich werden, was zu einer Zeit und unter gewissen Umständen einer nicht für möglich gehalten hätte.

Und das Sonderbarste hiebey ist dieses, daß eine also erzeugte, aus einer andern abstammende Neigung das Ansehen gewinnen kann, als wäre sie eine Grundneigung; daß ein Mensch dasienige, was er erst nur

um einer andern Begierde willen gesucht hat, nur als ein Mittel begehrt hat, zuletzt als um sein selbst willen, als eine letzte Absicht begehret, also darnach strebet, daß er die Absicht, die ihn zuerst dazu getrieben hat, darüber vergisset, noch fortfähret darnach zu streben, wenn dieselbe nicht mehr statt findet, wenn der erste Bewegungsgrund und die Mutterneigung, sich völlig verloren haben.

Ich habe dieses, als eine bekannte Erfahrung, schon in dem vorhergehenden Capitel angenommen. Statt vieler andern, kann der Geitz allein ein Beyspiel und genugsamer Beweis davon seyn. Zur Erklärung dieses merkwürdigen Phänomens kann man den Grund angeben, daß Vorstellungen, die sehr schnell vorübergehen, von der Seele nicht bemerkt, und die sehr genau mit einander vereinigten nicht von einander unterschieden werden; ferner daß dasienige, was die Seele am lebhaftesten und klärsten sich vorstellet, das andere verdunkelt und zuletzt vergessen macht; endlich daß bey dem öftern Bestreben nach einer gewissen Sache, die in-

innern Organen eine gewisse Bildung, die Lebensgeister einen gewissen Lauf bekommen, dem zu Folge eine gewisse Idee ihr Ziel wird, und ihr Bestreben sich immer dahin richtet. Wem diese Erklärung nicht gefällt, der lasse sie immer seyn, und bleibe nur bey der Erfahrung. Diese rechtfertiget schon die Folge, daß nicht alles Grundtrieb ist, was es bisweilen zu seyn scheint, daß nicht immer dasienige der erste Bewegungsgrund zu gewissen Handlungen war, was itzt ohne weitere Rücksicht dazu antreibt, und daß eine Absicht, die itzt die letzte zu seyn scheinet, oder in einem gewissen Verstande wirklich ist, vielleicht nicht da seyn würde, wenn nicht eine andere zuvor gewesen wäre.

Auch dieß ist vorläufig noch anzumerken, daß bey einem Menschen eine gewisse Neigung nicht aus eben den Gründen allernächst entspringt, wie bey dem andern; und daß oft vielerley Gründe zusammen kommen, eine Neigung zu erzeugen und zu befördern, daher man auch in dieser Materie die Schlüsse aus einzelnen Erfahrungen nicht so bald allge-

gemein machen darf. Der eine ergiebt sich dem Spiele, weil er keinen bessern Zeitvertreib weiß, der andere aus Gewinnsucht, der dritte weil seine Kameraden spielen, und der vierte vielleicht, weil er glaubt, daß es zum Stand gehöre. Freylich wird nicht aus jedwedem Grunde die Neigung gleich stark. Aber stark muß sie werden, wenn mehrere Gründe zusammen wirken.

Die letzten Gründe aller menschlichen Neigungen anzugeben, kann man nicht sicher wagen, wenn man nicht wenigstens die vornehmsten derselben einzeln untersuchet hat. Ausführlich darf ich hier darüber nicht seyn. Das Resultat meiner bisherigen Untersuchungen will ich zur Prüfung vorlegen.

Eine Neigung, ein Trieb, findet sich sehr offenbar in dem Herzen aller Menschen. Dieß ist der Trieb seinem Vergnügen nachzugehen, und Uebel von sich zu entfernen; zu machen, daß es einem wohl oder nicht mehr übel ist, zu suchen, daß man innerlich vergnügt und zufrieden ist. Der Trieb sein Leben zu erhal-

erhalten, ist nicht dieser ganze Trieb, sondern vielmehr nur eine Folge aus demselben. Denn der Mensch achtet das Leben nicht mehr, wenn die Sorge dafür einer grössern Absicht hinderlich, oder wenn es nichts mehr als Schmerz, Elend und Verdruß zu seyn scheinet. Alles aber zusammen wird unter dem Namen der **Selbstliebe** begriffen, einem Namen der hiebey so lange anstößig bleiben wird, als man sich nicht gewöhnet, die Begriffe von **Eigenliebe** und **Eigennützigkeit** davon zu trennen; deren Unterschied von dem Begriffe der Selbstliebe von accuraten Philosophen doch schon oft genug angezeigt worden ist.

Aber daß der Mensch von Natur nicht ganz gleichgültig gegen andere Menschen, oder überhaupt gegen lebendige Geschöpfe ist, daß er von dem Anblicke, oder auch schon von der blossen Vorstellung des Elendes eines andern dergestalten bewegt und hingerissen werden kann, daß er, ohne sich zu besinnen, ohne einmal an sich seinen Schaden oder Vortheil dabey zu gedenken, zu Hülfe eilt, oder, wenn er selbst vor-

vorhatte dem andern ein Leid zuzufügen, dadurch zurück gehalten wird; daß er ein uneigennütziges, nicht auf die Vorstellung seines Vortheils gegründetes Vergnügen an dem Glücke und Vergnügen anderer haben kann, und wann er sich nicht vorstellet dabey zu verliehren, wenn er neidisch zu werden, oder den andern zu hassen, keine besondere Ursache hat, allemal einen Menschen lieber glücklich und vergnügt, als nothleidend und betrübt weiß: dieses alles ist eben so gewiß; und kann nur von demienigen bezweifelt werden, der den Menschen nicht anders, als in den Ausbrüchen, oder bey der Wirksamkeit solcher Neigungen, beobachtet, die keine ursprüngliche, wenigstens nicht die einzigen Grundneigungen sind. Und in Rücksicht auf diese bemerkten Aeusserungen der menschlichen Natur schreiben einige dem Menschen einen **Trieb des Wohlwollens** zu. Andere verstehen eben dieses unter dem Namen der **Sympathie**, oder des **Triebes der Sympathie.**

Diesem Triebe der Sympathie oder des Wohlwollens so lange nachzuspühren, bis man ihn

ihn in den Trieb der Selbstliebe sich verliehren sieht; ist eine Subtilität, die, wenn sie Gründe für sich hat, dem Lehrer in dem Innersten der Schule wohl verziehen werden kann. Aber wir können uns ihrer überheben; wenn wir nur merken, daß die gewaltigsten unserer Triebe, durch die die andern leicht überwältiget, aber auch verstärket werden können, diejenigen sind, die in der Selbstliebe begriffen sind, oder aus ihr entspringen.

Als begriffen in der Selbstliebe, oder dem Triebe zum Angenehmen und nützlich scheinenden, können um so viel mehr mancherley Neigungen betrachtet werden; weil bey genauerer Untersuchung es scheinet, daß dieser Name nicht eine einzige Grundbestimmung der menschlichen Natur anzeiget, sondern vielmehr der Bequemlichkeit wegen gebraucht wird, mehrere derselben, die unter einem gemeinschaftlichen Begriffe zusammen kommen, zusammen zu fassen und auf einmal anzuzeigen.

Nemlich so vielerley Dinge es giebt, die unmittelbar um ihrer selbst willen uns angenehm

nehm sind, so vielerley Urquellen der Lust in unserer Natur sich finden: so vielerley besondere Grundtriebe des Willens scheinen es auch zu seyn, die man unter dem Namen der Selbstliebe zusammen begreifet. Sinnliches Vergnügen – aber auch dieß ist noch ein mehrere Arten zusammen fassender Name – also Vergnügen an dem was dem Auge gefällt, an dem was das Ohr reitzet, am Spazierengehn, an Essen und Trinken; scheinen diese mehrern Gegenstände des Vergnügens nicht eben so viele Grundtriebe im Willen zu erfordern? Und hernach noch die geistischen Vergnügungen, wie man sie nennt, die Vergnügungen der Einbildungskraft, des Verstandes und des Herzens, an Bildern der Phantasie, und der regelmäßigen Verknüpfung derselben, an der Erkenntniß des Wahren, Grossen und Nützlichen, an rechtschaffenen Handlungen und Gesinnungen; setzt nicht ein iedes dieser Vergnügen einen eigenen Trieb im Willen, wie einen eigenen innern Sinn, voraus? So denken einige. Andere aber stellen sich unter der Grundneigung zum Angenehmen gleichsam eine Wurzel vor,

vor, aus welcher alle besondere Neigungen dieser Art, als so viele Aeste, entspringen; oder als ein Centrum, aus welchem unzählige Strahlen heraus laufen, auf iedweden Punkt unseres organisirten und zur Empfindung reizbaren Wesens; als eine Quelle, die nur durch vielerley Werkzeuge geöffnet; als eine Fiber, die durch verschiedene andere auf unterschiedene Weise gerührt werden kann. Sie glauben nicht nur, vermöge der angenommenen Einfachheit der Seele, dieß thun zu müssen, sondern auch wegen des Zusammenhanges und des Ursprungs dieser mancherley Vergnügungen, den die Erfahrung beweiset.

Wir wollen nun dieses wieder die Philosophen mit einander ausmachen lassen, und uns nur so viel daraus merken, daß, um diesen nun einmal sogenannten Trieb der Selbstliebe, oder wenn andere lieber wollen, diesen unnennbaren Grundtrieb, besser zu verstehen, es nöthig ist, die mancherley Neigungen und Triebe, die darinne zusammen kommen, daß unser Schmerz, oder etwas das wir für uns be-

begehren, uns dabey reitzet, einzeln anzusehen. Oder weil etwa Sympathie und Selbstliebe zusammen wirken dörften, die vornehmsten Triebe des menschlichen Herzens zu erzeugen oder zu erwecken: so wollen wir nur diese durchgehen, ohne voraus zu setzen, aus was für einer Urquelle sie entspringen.

Wir wollen suchen der Ordnung der Natur nachzugehen, und von dem bekanntesten anfangen. Das leichtere und bekanntere muß Licht hergeben zur Aufklärung dessen, was verwickelter ist.

Einer der frühsten Triebe ist der Trieb sich zu nähren. Es scheinet nicht zweifelhaft, daß unangenehme Empfindung die erste Triebfeder hiebey ist. Dieser Trieb, wie mehrere andere, ist anfangs ein blinder Trieb, noch keine eigentliche Begierde. Die Kinder haben ein unangenehmes Gefühl, aber noch keine deutliche Vorstellung, noch keine besondere Idee davon; sie wissen nicht, sagt man daher, was ihnen fehlt, noch kennen sie den Gegenstand, der ihnen helfen könnte. Bald lernen

nen sie diese Gegenstände kennen, und es entstehen bestimmte Begierden darnach. Die Erfahrung lehret aber, daß zu diesem Triebe, oder vielmehr zur Bewirkung der Handlungen, zu denen er allererst antreibt, bald andere Bewegungsgründe hinzu kommen. Die Vorstellung des Vergnügens, das Speise oder Trank uns gewähren, die Nachahmung, Folgsamkeit, Gewohnheit, auch der Gedanke, daß Essen und Trinken zu unserer Erhaltung nöthig ist, und vielleicht noch andere Vorstellungen, können einen dazu bringen.

Diese kurze Geschichte des gemeinsten unserer Triebe enthält schon in gewisser Maase die Geschichte der übrigen. Ich kann daher bey diesen manche ähnliche Bemerkung übergehen, die meine Leser insgesammt leicht selbst machen können.

Der **Trieb der Geschäfftigkeit** ist ein eben so früher Trieb. Ich rechne nicht daher diejenigen Bewegungen im menschlichen Körper, die wahrscheinlicher Weise ganz mechanisch erfolgen, ohne daß die Seele dabey

mit

mit zu wirken durch Empfindungen oder Vorstellungen gereitzet wird. Aber diejenigen Thätigkeiten, die, wie wir hernach gewahr werden, nur erfolgen wenn wir wollen, und die so früh anfangen, ohne Zweifel früher noch, als wir es beobachten können; diese sind es, weswegen wir einen Trieb der willkührlichen Thätigkeit, oder einen Trieb zur Beschäfftigung, in dem Innersten der Menschheit erkennen müssen. Die Absicht, oder vielmehr die mancherley Absichten, warum uns der Schöpfer denselben eingepflanzet hat, sind leicht zu erkennen. Erst bewirkt er die Entwicklung unserer Kräfte, dann macht er uns für uns selbst und für andere nützlich. Bewegungen der äussern Theile des Körpers sind die ersten Wirkungen dieses Triebes. Bald geht auch das Spiel der innern Organen an; wie man schon aus den Kennzeichen der Träume bey den kleinsten Kindern abnehmen kann. Endlich wie die Seele immer mehrere Vorstellungen bekömmt, so werden immer mehrere Kräfte in ihr wirksam. Die erste Anreizung dieses Triebes scheinet abermals eine unangenehme Empfindung zu

seyn.

seyn. Denn eine Vorstellung von dem, was durch eine gewisse Handlung erreicht werden kann, darf da noch nicht angenommen werden; und eine angenehme Empfindung, ein ergötzendes Selbstgefühl, scheint nicht der Grund seyn zu können, von dem Bemühen seinen Zustand zu verändern *). Und wir wissen ja, daß Unthätigkeit in die Länge beschwerlich wird, weil die Lebensgeister sich zu sehr an einem Orte häufen; Zerstreuung, Bewegung, ist daher ein natürliches Bedürfniß, wie Essen und Trinken. Aber nachher bekömmt auch dieser Trieb noch andere Anreizungen. Vorstellung des bewußten Vergnügens, Vorstellung des Nutzens, Vorstellung der Ehre, Vorstellung der Pflicht, erwecken und unterstützen ihn wechselsweise, oder auch mit einander.

Hier

*) Ein griechischer Philosoph Hieronymus und auch Locke haben den Schmerz oder die unangenehme Empfindung für die durchgängige nächste Triebfeder bey allen unsern Regungen angesehen. Diese Hypothese kann ohne spitzfindige Erklärungen nicht überall behauptet werden. Aber in vielen Fällen bestätiget sie in der That die Untersuchung des Ursprungs unserer Bestrebungen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Hier kann ich nicht umhin, eine Anmerkung einzuschalten, die an mehrern Orten in der Seelenlehre Bestätigung findet, und wegen der praktischen Folgen wichtig ist; nemlich diese, daß die Natur überall, wo schnelle und stärkere Thätigkeiten hervorgebracht werden sollen, sich des Mittels der unangenehmen Empfindung, oder welches in so weit einerley ist, der Furcht bedienet. Ein angenehmes Selbstgefühl erzeuget eher Begierde in dem Zustande zu bleiben, als ihn zu verändern. Die Vorstellung eines möglichen Vergnügens treibet uns zwar auch oft. Aber bald entsteht ein Zweifel gegen die Möglichkeit, bald Untersuchung, ob es auch der Mühe werth ist. Käme nicht Unzufriedenheit bey der Vergleichung des gegenwärtigen Zustandes, mit demienigen, der in der Vorstellung vor uns lieget, hinzu; die Vorstellungen des Angenehmen an und für sich würden vielleicht in den wenigsten Fällen etwas ausrichten. Alle diese Ursachen der Unthätigkeit fallen bey einer gleich lebhaften Empfindung oder Vorstellung eines proportionirten Uebels viel eher weg; kurz, man ist weniger

Bayerische Staatsbibliothek München

niger hitzig, einen erträglichen oder wohl gar ergötzenden Zustand zu verlassen, um eines bessern willen, als von einem unerträglichen sich zu befreyen. Die Vorstellung des Angenehmen aber reitzet unterdessen am meisten, wenn sie so lebhaft und sinnlich ist, daß man vermittelst der Einbildungskraft einen Vorschmack von dem Vergnügen bekömmt, welcher mehr reitzet, als sättiget. Dann haschet etwa die Seele darnach, und wenn es itzt zurücke flieht ohne sich zu entfernen, in gleichem Lichte noch immer sich zeiget; so wird ieder mißlungene Versuch ein neuer Antrieb es zu verfolgen. Denn man will nicht umsonst die erste Mühe übernommen haben. Und um seinen Eifer zu rechtfertigen, bildet man sich den Gegenstand wohl noch wichtiger ein, als er ist.

Wenn der Trieb zur Beschäfftigung in seiner ersten Wirksamkeit nichts anders ist, als ein Bestreben, von der unangenehmen Empfindung sich zu befreyen: so ist alles für uns gut, was nur eine Bewegung uns verschaffet, die weniger beschwerlich ist, als der Zustand, aus

 dem

dem wir fort wollen. Nach und nach lernen wir angenehme Beschäfftigungen kennen, und der Trieb bekömmt durch diese Vorstellungen bestimmte Richtungen.

Bald erwacht auch zu seiner Unterstützung ein anderer Trieb, der Trieb der Nachahmung. Dieser Trieb ist fast immer in gleichem Verhältnisse mit dem Bedürfnisse der Beschäfftigung, und dem Unvermögen sich selbst zu etwas zu bestimmen. Es sind unterdessen auch andere Ursachen, die ihn reitzen. Es giebt eine gewisse halb unwillkührliche Nachahmung, die man nicht ohne Grund der Sympathie zuschreibt, oder der eben bemerkten Eigenschaft unserer Natur, vermöge deren die Empfindungen anderer, durch das Anschauen, oder durch die blosse innere Vorstellung, in uns selbst hervorgebracht werden; mehr oder weniger, ie nachdem wir fürs erste zärtlich und empfindlich, sodann in unsern Gesinnungen und Organen diesen andern ähnlich, endlich aber für sie eingenommen sind. So bald einer von der Empfindung oder dem innern Zustande des

an-

andern angesteckt ist; so ist es natürlich, daß er auch wie derselbe handelt. Ohne meine Erinnerung zieht hier ein jeder praktische Folgen, die Freunde und Gesellschaften betreffend. Auch mit Ueberlegung ahmen wir diejenigen nach, für die wir Hochachtung oder Liebe haben; theils aus Begierde ihnen zu gefallen, theils in der Absicht ihnen ähnlich zu werden. Und oft genug nimmt auch auf diese Weise einer des andern Fehler an.

Der Trieb andern sich gefällig zu machen, um ihren Beyfall, ihre Liebe und Achtung, sich zu bewerben, woher kömmt dieser, wodurch wird er erregt? Es sind dieß wirklich zweyerley Fragen, woher ein Trieb kommt, das heißt, was ihn ursprünglich gründet, erzeuget oder erwecket, und was hernach hinzukömmt, ihn zu reitzen. Lasset uns nicht dagegen streiten, daß nicht das sympathetische Gefühl, und das daraus erwachsende Verlangen andere nicht zu betrüben, eine der ersten Anreitzungen dieses Triebes sey. Denn es ist unrecht, die menschliche Natur schlimmer vor-

zustellen, als sie ist. Aber der Beweis möchte uns fehlen, wenn wir annehmen wollten, daß diese Anreitzung ursprünglich eine der mächtigsten sey. Vielmehr scheint dieses die Furcht zu seyn, die Furcht vor den unangenehmen und nachtheiligen Folgen, die der Unwille anderer, ihr Zorn und Haß, für uns hat. Dazu gesellen sich hernach allerhand Erwartungen von ihrer Liebe und Achtung gegen uns. Auch können wohl die Lobsprüche und Liebkosungen anderer deswegen uns reitzen, weil wir sie für Beweise ansehen, daß wir Vollkommenheiten, das heißt, gefällige und nutzbare Eigenschaften, an uns haben. Es kömmt hinzu die Vorstellung der Pflicht, diese mächtige Triebfeder, wenn wir erkennen, daß wir iemanden Dankbarkeit, oder Gehorsam, oder menschenfreundliche Gefälligkeit, schuldig sind.

Aber was für einen Trieb der Pflicht zu folgen hat die menschliche Natur ursprünglich in sich? Einen blinden Trieb zu thun was recht ist, ohne daß man weiß, daß, und warum, es recht ist, kann man in so weit

zwar in dem Menschen annehmen, in wie weit das eigene oder das sympathetische Gefühl des Schmerzens und der Lust ihn antreibt, das zu thun, was für ihn selbst oder für den andern gut ist. Und man kann vielleicht behaupten, daß der Mensch, der noch keine Vernunft hätte, durch diesen blinden Trieb meist sicher genug würde geführt werden, da die Vernunft ihn oft irre machet. Aber bey allem dem ist es offenbar, daß die Pflichten, die man sich und der Gesellschaft schuldig ist, gehörig zu befolgen, mehr nöthig ist, als dieser blinde Trieb, der nur durch Empfindung oder höchstens durch undeutliche Vorstellung des nächsten Vortheils oder Schadens gereitzet werden könnte. Und wenn nur derienige rechtschaffen ist, und seine Pflichten befolget, der es thut, weil er erkennet, daß es recht und Pflicht ist: so müssen wir den eigentlichen Trieb der Pflicht zu folgen bey der erweiterten Erkenntniß des Menschen suchen.

Noch dürften wir ihn lange nicht finden, wenn wir ihn erst bey dem wesentlichen Be-

griffe, bey dem allgemein richtigen Lehrbegriffe von dem was recht ist, anerkennen wollten. Recht ist, was am besten ist für alle, auf die wir zu sehen haben, und in Ansehung aller seiner vermuthlichen Folgen. Ein Begriff der alsbald sehen lässet, wie leicht Menschen das Recht verfehlen können; und dennoch der einzige auf alle Fälle anwendbare Grundbegriff.

Aber dieser Begriff ist nicht der Begriff des iungen Menschen; kann und soll es auch nicht seyn. Recht ist bey ihm, was angesehene Personen, denen er traut, oder die er fürchtet, befehlen und recht heissen, hernach, was der Vater im Himmel und Herr der Welt, nach den Aussprüchen dieser Personen haben will, ferner was die Obern und Vorgesetzten von allerley Art, was der König oder die Kirche befiehlt, und in den Gesetzen geschrieben ist; endlich was die Vernunft zufolge der erlernten Grundbegriffe herausbringt.

Und der iunge Mensch sollte nichts in sich fühlen, was ihm sagte, ob er recht thue oder nicht? Kein Gewissen, das ihn schrecket?

cket? Keinen Zug zur Tugend, zur moralischen Schönheit, in sich verspühren?

O ia; er fühlet gar oft, ob er recht oder unrecht zu thun gedenket, thut, oder gethan hat. Ich habe schon vorher bemerket, wie dieses am ersten vermittelst des Selbstgefühls und der Sympathie geschieht. Hernach kann es vermittelst der Einbildungskraft geschehen, wenn einmal Vorstellungen in ihm sind von Richtern, von Bestrafungen und Belohnungen, von der allgegenwärtigen und allwissenden Gottheit, und von allem dem Guten das bey der Tugend ist, und ohne sie einem nicht zu theil wird.

Und warum sollte ich dagegen streiten, daß nicht auch die Tugend, wie Plato schon behauptet, einen eigenen Reitz für die menschliche Seele hat, eine eigene Schönheit? das heißt, daß ausser dem Vergnügen, das sie uns erwecket, wegen so vieler vortheilhaften Begriffen, die die Lehren anderer, die eigene Erfahrung und das Nachdenken uns von dem Nutzen und der Nothwendigkeit derselben beybringen; und ausser dem sympathetischen Antheile,

den wir an dem Vergnügen und dem Wohle anderer nehmen; auch wenn man will, ausser den Reitzen des Wahren, Erhabenen, Harmonischen, welche die moralische Vollkommenheit mit andern reitzenden Gegenständen gemein hat – daß nicht noch ausser dem allen, nicht so wohl in dem Begriffe von der Tugend überhaupt, als vielmehr in den besondern Vorstellungen, von der Dankbarkeit, Mildigkeit, Großmuth, Tapferkeit, Ueberwindung schädlicher Neigungen, Verehrung des Allerhöchsten, allgemeinen Menschenliebe und so weiter, noch besondere eigene Reitze liegen können?

Aber eines nur darf hiebey nicht unbemerket bleiben, daß von diesen mancherley Bewegungsgründen zur Tugend einige schon einen besondern Zustand der Erkenntniß und des Herzens voraus setzen, und also bey denenienigen nicht viel ausrichten können, die davon noch zu weit entfernet sind. Die Ordnung, wie die Natur die mancherley Bewegungsgründe nach einander gebraucht, ist die sicherste Anweisung, in welcher Ordnung wir sie gebrauchen sollen.

Erst Anweisungen zu einzelnen Handlungen, damit Fertigkeit und Neigungen gegründet werden, hernach Vorstellungen, die schon einige Erfahrungen voraussetzen, bey denen sich allerhand Reitzungen sammlen können, die Neigung zu vollenden.

Noch sind uns die gesellschafftlichen Triebe und liebreichen Neigungen übrig, die wir nicht ganz vorbey gehen dürfen. Daß der Mensch zum gesellschaftlichen Leben von dem Urheber der Natur bestimmt ist, kann daraus wohl gefolgert werden, daß er ausser demselben seine Kräfte nicht würde entwickeln können, die zu seinem und anderer Vortheile in ihm sind. Aber dieser Gedanke ist nicht der erste Antrieb, der den Menschen geneigt macht, sich zu seines gleichen zu gesellen. Das unmittelbare Wohlgefallen an seines gleichen, mit denen man eben deswegen, weil sie ähnliche Triebe und Empfindungen mit einem haben, leichter sympathisirt, lieber sich beschäfftiget, zieht hauptsächlich an; und jede Erinnerung an die vergnügten Stunden, die man unter den kindi-

schen

schen Spielen, in dem freundschaftlichen Umgange mit andern, zugebracht, stärket den Trieb und erhöht das Gefühl des Werthes des gesellschaftlichen Lebens, macht endlich den gewohnten Umgang unentbehrlich. Liebe der Dankbarkeit kömmt hier und da hinzu. Diese entspringt natürlich aus dem Wohlgefallen, das der Mensch an den Quellen seines Glückes hat. Daß ihre Aeusserungen weit vom Eigennutze entfernet seyn können, siehet man auch daraus, daß auch wohl gegen unbelebte Dinge, die in die Geschichte unserer Freuden eingeflochten sind, Wallungen der Liebe in einem empfindsamen Herzen aufsteigen *). Der Name mein, thut endlich auch etwas bey der Sache. Mein Freund, mein Landsmann, mein Kind, sind gewisser masser Ich selbst, ihre Ehre ist die meinige. Aber edel und würdig und über die thierischen

*) Ich würde den Menschen verabscheuen, sagt einer der besten englischen Moralisten, der ein Bret, auf dem er sich aus dem Schiffbruche gerettet, mit kaltem Blute verbrennen könnte. ; ; Weit edler und gewiß auch weit richtiger, als wenn einige Franzosen behaupten wollen, daß der Mensch nur aus Eigennutz dankbar sey.

rischen Triebe völlig erhaben, sind alsdenn die liebreichen Triebe, wenn die grossen Gedanken der Rechtschaffenheit sich der Seele bemeistert haben; wenn durchdrungen von dem Gedanken, daß wir nicht uns alleine zu leben bestimmt sind, daß das Vergnügen, so eines unsterblichen Geistes würdig ist, nur dasienige ist, welches aus geistischen Vollkommenheiten entspringt, daß wir zu dem Ziele unserer Bestimmung in dem Maase fortrucken, wie wir unsere liebreichen Triebe erweitern, Welt und Ewigkeit in unsern Wunsch und in unsere Gefühle einschliessen; viele eben so aufrichtig und eifrig, wie uns selbst, lieben lernen. Dann sind freundschaftliche Liebe und Vaterlandsliebe, und väterliche und kindliche Liebe, das geworden, was derienige, der die Würde der Menschheit fühlt, nicht ohne Entzückung denken kann, dasienige, woraus ihm eine Seligkeit quillt, die ihn die thierischen Triebe auf eine weit genugthuendere Weise vergessen macht, als der aristippische Weise die Würde der Menschheit vergißt, wenn er in dem Strome der thierischen Wollust schwimmt. – Wahrlich der

Mensch muß die Würde der Menschheit vergessen haben, oder sie noch nicht kennen, der keine bessere Lust kennet, als diejenige, die wir mit den Thieren gemein haben, und immer auf sie hinsehen mag, als wenn dieß das Ziel wäre.

Lasset es seyn, daß aus niedrigen Trieben, aus dem Triebe der körperlichen Lust und des körperlichen Schmerzes, alle diese edlen Neigungen, alle diese geistischen Vergnügungen, erwachsen. Die Keime der bessern Triebe lagen doch schon in ihnen. So wächset die schönste Blume aus kothigem Grunde, und ist darum nicht weniger schön, daß sie von schlechter Erde genährt und getrieben worden ist. Das verunedelt den Menschen nicht, daß er zuerst Thier, und in das eigennützige Gefühl sinnlicher Lust eingehüllt war. Aber das verunedelt ihn, wenn er immer Thier bleiben, und nicht den Reitzungen der Vernunft zu edlern Trieben nachgeben will.

Ich bin der Ordnung der Natur in Aufsuchung des Ursprungs unserer Triebe gefolget. Die Empfindung hat mich hingerissen, da ich dem Ziele näher kam, in welchem die verschöner-

nerte Menschheit sich zeiget. Ich fürchte darum nicht, richtigen Spuren gefolget zu seyn. Es scheint mir überflüßig, die besondern Triebe der kindlichen, oder väterlichen, oder freundschaftlichen Liebe einzeln zu zergliedern, da es so leicht ist, aus der allgemeinen Geschichte, die Geschichte eines ieden derselben heraus zu ziehen und zu ergänzen.

Aber wir haben die Natur bisher von der guten Seite nur betrachtet. Kömmt nicht auch Böses von ihr her? Ist äusserlichen Ursachen, dem Beyspiele und dem Unterrichte iede bösartige Neigung zuzuschreiben?

Ausführlich will ich auch hiebey nicht seyn. Ich begnüge mich, nachdenkenden Lesern den Zusammenhang meiner Grundsätze zu zeigen, und andern Gedanken zu erwecken, die sie dann selbst weiter verfolgen können.

Einen bloß zum Bösen, zum eigenen Verderben oder zum Nachtheile anderer, gerichteten Grundtrieb, habe ich in der menschlichen Natur noch nicht entdecken können. Der Mensch liebt sich, und kann sein Verderben auf

keine

keine Weise wollen. Alle seine eigennützigen Begierden laufen, wenn man sie genau untersuchet, da hinaus, daß er das grösser scheinende, oder lebhafter vorgestellte, dem geringer scheinenden, oder weniger lebhaft vorgestellten Gute vorzieht; und daß er zur Vermeidung eines stärker auf ihn wirkenden Uebels, ein Uebel sich gefallen lässet, das ihm geringer scheinet. Wenn er vorsetzlich sich schadet: so ist es allemal aus Irrthum.

Aber vielleicht ist sein Verstand zum Irrthume bestimmt: vielleicht liebt er den Irrthum? Der Verstand kann nicht zum Irrthume bestimmt seyn. Er strebt nach Erkenntniß nicht in der Absicht, Falsches anzunehmen. Wenn er Irrthum anfängt gewahr zu nehmen: so wird sein Beyfall vermindert, und nichts kann ihn zwingen, dem offenbahren Irrthume Beyfall zu geben. Er liebt den Irrthum nicht; wenn er gleich einen gewissen irrigen Wahn liebt, der mit seinen Neigungen übereinstimmet. Hätte nicht dieser Wahn einigen Schein der Wahrheit für sich, er würde ihn nicht beypflichten können.

Allerdings aber ist dieß dennoch eine Quelle der Vergehungen des Menschen, ein Schutz der bösen Neigungen, daß er ungerne Vorstellungen Gehör giebt, die einen angenehmen Wahn vernichten, und leichter überzeugt wird, wenn sein Herz schon dahin ihn treibt, wo die Ueberzeugung den Verstand hinleiten soll.

Aber auch diese Beschaffenheit der menschlichen Natur ist nicht blos zum Bösen. Die Wahrheit selbst kann Vortheile davon ziehen. Machet, daß sie das Interesse des Herzens wird, stellet sie von der Seite vor, da sie gefällt, mit den Neigungen übereinstimmt: so werdet ihr es gut finden, daß die Neigung einen Einfluß hat auf das Urtheil des Verstandes. Es ist kein Zweifel, daß die Lehre von Gott und der Unsterblichkeit nicht bey vielen mehr Eingang findet, wegen der Uebereinstimmung mit einigen unserer natürlichen Neigungen, als wegen der Einsicht in die Beweisgründe derselben.

Hat der Mensch Grundtriebe andern zu schaden; ein natürliches Wohlgefallen an ihrem Unglücke und Schmerz?

Diesen schrecklichen und niederschlagenden Gedanken, scheinet es, rechtfertigen die Exempel solcher Menschen, die ein unmittelbares Vergnügen daran zu haben scheinen, andere zu kränken, sie zu beschimpfen, verdrüßliche Dinge ihnen zu sagen, ihre Freude zu stören. Und gewiß, diese Beobachtung rechtfertiget ihn noch mehr, als dieses, daß die Kinder ihre Lust haben am Zerbrechen und am Schlagen; daß sich frühzeitig eine Neigung zur Rache in ihnen äussert, und eine Neigung das Verbotene um so viel mehr zu begehren, weil es verboten ist.

Denn diese kindischen Triebe sind anfangs wenigstens unschuldig. Sie suchen blos Beschäfftigung und Veränderung, sie haben Lust an der Anwendung ihrer Kräfte; den Schaden den sie anstiften, verstehen sie noch nicht; viel weniger wollen sie ihn. Der Trieb sich dem zu widersetzen, was uns Schmerzen und Nachtheil verursachet, ist nicht schlechterdings böse. Und iede Aeusserung desselben bey den Kindern darf man nicht gerade zu auf die

Rech-

Rechnung der Natur schreiben; da man sieht, daß unvorsichtige Erwachsene ihnen die erste Anweisung geben, indem sie das Bret schlagen, auf welches das Kind gefallen ist, oder woran es sich gestossen hat; eine grosse Thorheit. Eine andere Thorheit der Erwachsenen ist auch Ursache mit von der frühen Lust dem Verbote zuwider zu handeln; diese nemlich, daß man im Scherze dem Kinde etwas verbietet, und zur Uebertretung des Gebots auf diese Weise recht geflissentlich es angewöhnet. Doch diese Neigung das Verbotene zu begehren, hat noch andere Gründe. Erstlich kann es nicht anders seyn, als daß das Kind Lust wider das Verbot zu handeln haben muß, wenn man ihm etwas verwehret, woran es sich ergötzet, ohne ihm einen andern Bewegungsgrund zu geben, es nicht mehr zu thun, als den blossen, wohl mit Scheltworten, Drohungen oder Schlägen unterstützten Befehl; wenn man nicht wenigstens durch die Liebe, die man ihm gegen einen einflösset, den Befehl angenehm macht, durch neue Beschäfftigung den Verdruß, den es über dem Verbo-

te empfindet, wenigstens zerstreuet. Noch schlimmer wird es, wenn es dazu kommt, daß es dem Kinde gelingt, seinen Willen durchzusetzen. Dieses sein Vermögen lässet ihn allerhand angenehme Folgen sehen, giebt ihm eine besondere Satisfaction, er sucht es zu behaupten, zu cultiviren, Freyheit und Unabhängigkeit wird ihm mehr und mehr ein wichtiges Gut, ie mehr Proben er machet, daß sein Vergnügen, die Befriedigung seiner Begierden davon abhänget. Völlig schlimm endlich, wenn Befehle gegeben werden, welche zu verabscheuen, entweder wegen ihrer Ungerechtigkeit, oder wegen der Quellen von denen sie herkommen, oder der ungeschickten Art, mit der sie gegeben werden, die Vernunft selbst, oder ihre Vorempfindung dem Zöglinge erlaubet. Also entstehet freylich eine bösartige Neigung natürlich; aber ihr Grund ist nicht blos Natur.

Jene menschenfeindliche Neigungen aber erwachsener – soll ich sagen Menschen oder Unmenschen? – iene sind weit abscheulicher; weil

weil sie sich im Alter der Vollkommenheit äussern, und die zarte Kindheit keine Spuren davon aufweiset. Sind es denn Grundtriebe? Ich kann es nicht glauben. Währen es Grundtriebe: so müßten sie sich bey mehrern Menschen äussern. Und es ist nicht schwer, die unnatürlichen Quellen dieser gehäßigen Gesinnungen zu entdecken. Schwache Menschen sind es, die sich kein besseres Gefühl ihrer Kräfte zu verschaffen wissen, als dasienige, das ihnen die Ueberwältigung der Freude eines andern giebt; veraltete Kinder, die noch keine Zwecke kennen bey dem Triebe ihrer Geschäfftigkeit; Unglückliche, die die freudenvollern Beschäfftigungen nicht kennen; höchstens sind es Blödsinnige, die da meinen, daß sie andern begegnen müssen, wie ihnen begegnet worden ist; meinen, daß die Geschicklichkeit das Vergnügen anderer durch dumme Bosheit oder durch witzige Bosheit zu stören, ihnen ein Ansehen geben werde; meinen, daß es ihnen besser sey, wenn sie gefürchtet, als wenn sie geliebt werden – vielleicht verzweifeln sie daran, daß sie sich Liebe erwerben können.

Es ist ein besonderer Fall, der eigentlich nicht hieher gehört, wenn ein Mensch den zu kränken sucht, den er für seinen Feind, für eine Hinderniß seines Glückes ansieht. Denn da sucht er nur sich zu helfen, indem er den andern zu schwächen sucht.

Aber wenn auch keine ganz böse, bloß zum Schaden abzielende Triebe ursprünglich in der menschlichen Natur gegründet sind: folget daraus, daß keine böse Begierden und Neigungen entstehen würden, gesetzt, daß ein Mensch sich selbst überlassen wäre, oder, welches noch scheinbarer, wenn er unter lauter rechtschaffenen vollkommenen Menschen auferzogen würde? Die Bedingung ist ohnmöglich zu erfüllen. Aber wäre sie auch zu erhalten, so müßte doch der Mensch nicht diesen Körper, und nicht dieses Herz, und nicht diesen Kopf mit auf die Welt bringen, wenn nicht bald nachtheilige Begierden und Neigungen in ihm aufkeimen sollten.

Der Mensch liebt ursprünglich sich ungleich mehr als andere. Die nahe Lust rei-

zet ihn weit stärker, als die Vorstellung entfernter Vortheile. Er ist nicht im Stande, sein Bestes immer auf eine deutliche mit Ueberzeugung verknüpfte lebhafte Weise zu erkennen. Die Bewegungsgründe sind nicht gleich und nicht immer da, die ihn zum mächtigen Entschlusse bringen könnten, einen Schmerz, einen gegenwärtigen Verlust nicht zu achten. Stufenweise kömmt er zu den höhern Erkenntnissen, und zu dem Genusse der höhern Seligkeiten, die ihn gegen die Wallungen des Blutes, gegen die sinnlichen Reize gleichgültiger machen. Tugend und Weisheit ist das Ziel der Menschheit; aber das Ziel ist nicht beym Eingange der Laufbahn.

Aber man müßte den Einfluß der Beyspiele und Lehren nicht kennen, wenn man einen Augenblick daran zweifeln wollte, daß nicht weit schneller und gerader der Fortgang zum Guten, und der Ausbruch böser Begierden weit geringer, ihre Stürme weit mäßiger seyn würden, wenn nur die Weisheit und Tugend dem Zöglinge immer zur Seiten gien-

gen, wenn nicht das verführerische Laster seinen begierigen Blicken begegnete. Die Geschichte der bösen Neigungen weiset es zur Genüge, daß die wirksamsten Ursachen derselben ausser uns liegen.

Ein Trost kann es seyn, wenn wir unser möglichstes gethan haben, aber kein Bewegungsgrund es nicht zu thun, zu wissen, daß auch die Stürme der Leidenschaften und ihre Ausschweifungen einige gute Folgen haben können.

Ich müßte ein unbilliges Mißtrauen in meine Leser setzen, wenn ich vermuthen wollte, daß es ihnen schwer wäre, aus dem bisherigen viele praktische Folgen zu ziehen, zur Beantwortung der Frage: wie man Neigungen ausrotten, entkräften, bezähmen, oder erzeugen und stärken könne; wie vieles die Natur und was unser Fleiß dabey thun könne?

Doch will ich noch einige Anmerkungen, die mir die wichtigsten zu seyn scheinen, selbst beyfügen.

Die

Die Sympathie oder die Mitempfindung der Glückseligkeit und des Elendes anderer ist die erste Anreitzung und der edelste Grund zum Wohlwollen, zur Billigkeit und Gutthätigkeit. Je lebhafter ein Mensch anderer Schmerz und Elend sich vorstellet und empfindet, desto mehr wird er zurück gehalten, ihnen zu schaden, getrieben ihnen zu helfen. Ist er im Stande an ihre Stelle sich zu setzen, um ihre Freude zu empfinden; so wird er geneigt seyn ihnen Freuden zu verursachen. Was können wir bessers thun zur Gründung der Gerechtigkeit und der Menschenliebe, als daß wir dieses Gefühl der Sympathie in den zarten Herzen sorgfältig cultiviren? Und wie werden wir dieses bewerkstelligen? Hier, wie in allen andern Fällen, wo Neigungen erweckt oder gestärket werden sollen, thut das Beyspiel das Beste. Unser eigenes aufrichtiges Gefühl des Mitleidens bey dem Anblicke eines Nothleidenden, oder der Nachricht von einem schweren Unglücke müsse ihm gleiche Empfindungen einflössen; unser schneller Entschluß unserm Vergnügen zu entsagen, wenn es andern zum unbilli-

billigen Verdrusse oder ungerechtem Nachtheile gereichen sollte, müsse ihm statt vieler Lehren seyn; die Freude, die aus unserem Gesichte hervorleuchtet, wenn wir Gelegenheit haben, einem andern ein unerwartetes unschuldiges Vergnügen zu machen, müsse ihn anstecken. Gelegenheiten sich wohlthätig zu erweisen, werden ihm gemacht, aber wir hüten uns durch einen unzeitigen Befehl die Wohlthätigkeit zur unangenehmen Pflicht zu machen. Wir wollen, daß er diese Pflicht so uneigennützig als möglich ausüben lerne, blos um des Vergnügens willen, so sie giebt, weil Uneigennützigkeit die Seele dieser Tugend ist; und daß er sich an den Gedanken gewöhne, daß alles dieß Schuldigkeit sey. Daher ertheilen wir ihm dabey keine solche Lobsprüche, wie wir thun, wenn um seines eigenen aber künftigen ihm nur halb sichtbaren Vortheils willen er seinem itzigen Vergnügen entsagt, mühsame Arbeit nicht verabscheut. Wenn er menschenfreundlich handelt: soll er blos aus unsern Minen und Betragen erkennen, daß wir sein Glück und seine Würde menschenfreundlich zu denken mit ihm

empfinden. Eben also soll er belehret werden, wie aufrichtig wir das Unglück dererienigen bedauern, die diese Triebe in sich erstickt haben, grausam, unbarmherzig, unfreundlich, liebloß gegen andere sich beweisen können.

Wenn bey dem iungen Herzen die Regungen der sympathetischen Triebe ausschweifend werden, schadet es weniger, als wenn es schon itzt stark genug ist, sie zu unterdrücken. Diese Triebe sind leichter zu mäßigen, als zu erwecken, wenn sie in ihren ersten Keimen unterdrücket worden sind. Der Eigennutz, die Klugheit und die Grundsätze des überlegten Wohlwollens, vermögen bald, den Antrieben der allzugrossen Zärtlichkeit, des Mitleidens und der Gefälligkeit sich zu widersetzen. Es wäre mir nicht leid dafür, aus dem Kinde, das aus Mitleiden kein Thier umbringen oder niemanden hinrichten sehen kann, einen gerechten Richter, oder einen unerschrockenen Soldaten zu machen, wenn das Selbstgefühl und die eigennützigen Triebe nur nicht entgegen wären. Es ist nicht schwer, das Mitleiden gegen Indivi-

dividuen zur Menschenliebe zu machen, die auf mehrere sieht.

Es ist nicht sowohl die Sympathie, als die Begierde zu gefallen, die, weil beyde in zärtlichen Herzen am besten Statt finden, leicht neben ihr entsteht, welche den **Trieb der Gefälligkeit** erzeugt, welcher gefährlich werden kann. Aber so lange der junge Mensch noch Führer hat, wird ihm doch auch dieser Trieb mehr nützlich als schädlich seyn; und ich würde nicht sowohl rathen, durch Vorstellungen des Schadens oder der Schande, wenn man allzu gefällig oder nachgiebig ist, ihn fürs erste anzugreifen, als vielmehr ihn zu **erweitern**, ein Verlangen dem bessern Theile zu gefallen daraus zu machen, denen, an deren Liebe und Beyfall uns am meisten gelegen ist, Gott, der Vernunft, denen die wir am sicherstien für verständig halten können, endlich denen, denen wir Gehorsam, Ehrfurcht und Gefälligkeit vorzüglich schuldig sind.

Doch, wenn wir einen Charakter vor uns fänden, in welchem Entschlossenheit und

Standhaftigkeit bey seinen Entschliessungen, eine gewisse Festigkeit der eigenen Empfindung, die sich nicht von dem mitzutheilenden Gefühle einer andern Seele überwältigen lässet: so wollen wir nicht unternehmen, gerade zu dieses Herz umzuschaffen, zum zärtlichen sympathetischen Herzen. Die Welt braucht allerhand Charaktere; und dieser hier ist zu Unternehmungen fähig, zu welchen die sanfte zärtliche Tugend wenigstens später sich entschliessen möchte. Ein solcher Charakter scheinet es mir, muß hauptsächlich von Seiten der Ehre angegriffen werden, deren stärkeres Gefühl meistentheils die Basis davon seyn wird; wenigstens die moralische. Denn der physische Grund könnte auch in dem Zustande der innern Organen liegen. Aber von diesen wissen wir nicht vieles; und wenn wir sie ändern können, so ist es doch nur vermittelst der Vorstellungen und Empfindungen, die wir erwecken. Seyd ihm ein Führer auf dem Wege zum Grossen, warnet ihn vor der Thorheit, die sein Unverstand begehen will, lasset sie ihn aus Proben kennen lernen und sich dann selbst Vorwürfe machen.

Ist es nöthig seinen Unternehmungen mit Gewalt sich zu widersetzen: so thut es so, daß er sich die Lehre daraus merket, daß es nicht viele Mühe koste, seinen Trotz zu bändigen, daß man weise seyn müsse, wenn man sein eigener Herr seyn wolle, und nicht zu vieles fordern dürfe, wenn man nicht leiden kann, daß einem etwas abgeschlagen wird.

Die Tugend ist freylich noch nicht vollkommene Tugend, so lange sie noch von der Erwartung eigener Vortheile oder von der Furcht unterstützet wird. Aber es ist für einen jeden selbst und für die Gesellschaft besser, daß er eine noch nicht ganz veredelte Thätigkeit zum Guten hat, als wenn er mit der Tugend nichts zu thun haben will, weil sie ihm zu sehr ausser den Absichten seines eigenen Interesse, oder demselben hinderlich zu seyn scheinet, oder wenn seine Tugend nur Speculation ist, Bewunderung ihrer Schönheit, oder höchstens ein edler Entschluß, der gegen den Widerstand eigennütziger Begierden auszuhalten nicht gestärket ist.

Wir

Wir dörfen daher nicht verabsäumen, wenn wir das volle Gefühl der Würde und Schönheit der Tugend, und der Glückseligkeit des Tugendhaften, aus unserer eigenen Empfindung dem Zöglinge mittheilen, zugleich den manchfaltigen Nutzen ihm zu zeigen, den wir davon haben, wenn wir uns ernstlich befleißigen, zu thun was recht ist, und den manchfaltigen Schaden den es uns bringt, wenn wir Begierden aufkommen lassen, und Handlungen uns erlauben, die den Gesetzen der Ordnung und Vollkommenheit, den Gesetzen des gemeinen Besten zuwider sind. Stellet ihm vor, wie elend ein Mensch daran ist, den man verachtet und verabscheuet, und beweiset ihm, daß derienige innerlich verabscheuet und verachtet werden müsse, der nicht die Gesetze des gemeinen Besten verehret und befolget, wenn gleich aus Furcht, oder um ihres eigenen Vortheils willen, einige ihm Beyfall zu geben scheinen. Wie weit von der Glückseligkeit der Zustand desienigen entfernet ist, der Begierden in sich heget, die er verbergen und zurückhalten muß; wie weit schwerer es ihm wird, nach den Gesetzen des

gemeinen Besten sich zu bequemen, in so vielen Fällen, da er es doch nothwendig thun muß, als es ihm werden würde, wenn er sich daran gewöhnte. Zeiget ihm endlich, daß die Begierden, die zur Ungerechtigkeit und zu Schandthaten verleiten, zu unserer Glückseligkeit nicht nöthig, aber auf vielerley Weise gefährlich sind. Dieses muß weder alles auf einmal gesagt, noch schulgerecht bewiesen werden. Ueberzeugung müsse aus euch reden zur rechten Zeit: und eigene Erfahrung müsse es ihm bestätigen.

Die Furcht ist die mächtigste Triebfeder des menschlichen Herzens; und welche Furcht ist mächtiger auf alle Fälle, als die Furcht vor Gott, dem Allgegenwärtigen und Allmächtigen? O Freunde, lasset uns nicht mit einem eitlen Wahne uns bethören, als ob die Menschen der Religion entbehren könnten, um so tugendhaft zu seyn, als es ihr eigenes und das gemeine Beste erfordert! Es ist wahr, es giebt auch ausser der Religion viele und rechtschaffene Bewegungsgründe zur Menschen-

liebe

liebe und iedweder Tugend; und ferne sey es von einem Tugendfreunde, diese Bewegungsgründe gehäßig vorzustellen und zu entkräften. Aber wenn man sich bey dem Namen der Tugend nicht allzuwenig denket, und das menschliche Herz kennet; wenn man das System derienigen recht durchdenket, die ohne Religion Tugend predigen: so kann man sich, wie es mir scheint, ohnmöglich entschliessen, auf iene Bewegungsgründe allein es ankommen zu lassen *). Zu geschweigen, daß die Religion die Quelle der süssesten Empfindungen, der sicherste Trost im Unglücke ist.

Lasset uns also das Glück die göttlichen Wahrheiten zu wissen nicht verkennen! Niemand soll uns irre machen, Furcht und Liebe gegen unsern Schöpfer, den Ewigen und Allwis-

*) Es hat ohne Zweifel Gotteslaugner gegeben, die in einem grossen Grade rechtschaffen waren. Aber hat es nicht bisweilen bey ihnen der Zweifel, ob nicht doch wahr seyn könnte, was die Religion sagt, gewirket? Oder hatten sie nicht um dem Vorwurfe auszuweichen, den man wegen ihres Glaubens ihrem Herzen machte, ein mehreres Interesse, der Rechtschaffenheit sich zu befleißigen?

wissenden, frühe ins Herz unserer Untergebenen zu pflanzen, und beständig zu bewahren, daß sie die regesten Triebe werden. Zur Zeit, wenn nichts die böse Begierde zurück halten würde, wird es der Gedanke thun, daß Gott Zeuge unserer Handlungen ist; wenn nichts den Eifer der Tugend wieder anfachen würde, wird es die Religion thun. Durch sie bekommen die guten Triebe der Natur das Ansehn einer göttlichen Stimme, und die Vorschriften der Vernunft werden Gesetze Gottes. Sie endlich giebt der Seele Hoffnungen, die es in aller Betrachtung der Mühe werth machen, irrdischer Begierden, der Quellen ungerechter und liebloser Handlungen sich zu entwehren, und nach Vollkommenheiten zu streben, die nur alsdenn für den Menschen zu viel scheinen könnten, wenn er mit diesem Körper sterben müßte.

Die Tugend nimmt zu, ie mehr das Vermögen wächset, dem nahen Vortheile, den sinnlich reitzenden Begierden, zu entsagen, um entfernter weniger sichtbarer Vortheile willen; das Vermögen, die Begierden zu überwinden,

durch die Vorstellungen von Gesundheit und künftigen Wohlseyn, von Ehre, innerem Beyfall, Gewissen, Gott und Ewigkeit. Alles dieses sind feinere Empfindungen; und dieß eben hindert ihre Wirksamkeit, daß der Reitz des nahen sinnlichen Vergnügens von Natur stärker auf uns wirket. Aber doch haben wir auch ein Vermögen, die feinern innern Vergnügungen zu fühlen. Die Stärkung dieses innern Sinnes, und des Geschmackes an diesen Vergnügungen, kann daher allerdings dem Wachsthume der Mäßigkeit, der vernünftigen Tapferkeit, Weisheit und Menschenliebe beförderlich seyn. Es ist durch die Erfahrung bewiesen, daß die Menschen durch Künste und Wissenschaften zärtlicher, sympathetischer, gefälliger, enthaltsamer gegen die grobe Unmäßigkeit, mit einem Worte menschlicher werden. Aber weil es auch feine Lieblosigkeit und Grausamkeit, wie feine Schwelgerey giebt; weil die eigennützigen Empfindungen durch diese Verfeinerung des Geschmackes eben so wohl wachsen, und sich vermehren können, als die gemeinnützigen: so ist sich auf dieses Mittel, die Tugend zu befördern,

alleine wenig zu verlassen. Aber neben den andern ist es allerdings zu gebrauchen. Vor unzählig vielen Ausschweifungen kann einen Menschen der Geschmack an nützlicher und unschuldig ergötzender Lectüre bewahren.

Wie gute Neigungen erzeugt oder gestärkt werden können, habe ich nun gezeiget. Ich hielt für besser, die Anweisung sogleich in Anwendung auf die vornehmsten der guten Neigungen, als in allgemeinen Lehren, zu geben.

Etwas allgemeiner aber werden meine Anmerkungen seyn, die andere Frage betreffend: wie böse, unstatthafte, Neigungen bezähmet, oder gar ausgerottet werden können?

Die Neigungen gründen sich auf Vorstellungen; auf die Vorstellung von etwas, als von einer Quelle eines vorzüglichen Vergnügens, als von einem nothwendigen Mittel zu dem, wovon unsere Glückseligkeit abhängt. Die Neigung ist desto gewaltiger, ie mehr dergleichen Vorstellungen bey einer Idee sich häufen, und ie lebhafter sie sind. Wenn diese Vorstellungen sich verlieren, wenn andere

an ihre Stelle kommen, wenn sich der Reitz des Gegenstandes verlieret, die Vorstellung seiner Nothwendigkeit und Nützlichkeit weg ist: so verschwindet auch die Neigung, wenn nicht andere Gründe sie noch unterstützen, dergleichen Gewohnheit oder Eigensinn seyn können.

Nun aber ist bekannt, daß Vorstellungen geschwächt und vertilget werden, entweder wenn die Aufmerksamkeit von ihnen abgezogen, und die Seele mit andern Gegenständen beschäfftiget wird; oder wenn denselben der Grund, woraus sie entsprangen, benommen wird, wenn richtigere Begriffe von den Dingen beygebracht werden. Einen oder den andern Weg muß man eingehen, wenn man wider Neigungen kämpfen will.

Der erstere hat weniger Schwierigkeiten. Es lassen sich doch Zerstreuungen ausfindig machen, denen der Patient sich nicht zu entziehen verlangt, oder entziehen kann. Aber eines ist hiebey oft hauptsächlich zu beobachten, daß man nemlich die Absicht seine Neigung ihm zu benehmen nicht merken lässet.

Denn das ist das sonderbarste und schlimmste bey den moralischen Krankheiten, daß der Kranke seine Krankheit desto mehr liebt, ie mehr er von ihr angegriffen ist. Wie könnte er auch gern dasienige sich nehmen lassen, was mit seiner Glückseligkeit so genau verknüpfet zu seyn, was ihm nichts als der Trieb darnach zu seyn scheinet?

Gesellschaften sind ein Mittel hiezu, von dem man meistentheils Gebrauch machen kann. Aber es müssen Gesellschaften seyn, die mit den Neigungen des andern einigermassen überein- stimmen, ohne der Neigung, die getödet wer- den soll, Nahrung zu verschaffen. Eine ge- nauere Bestimmung hievon können nur die be- sondern Umstände an die Hand geben.

Lectüre setze ich am nächsten nach die- sem unter gleicher Erinnerung. **Jagd** und **Musik** können in vielen Fällen brauchbar seyn.

Aber man kömmt nicht weit, wenn man in solchen Umständen erst eine Neigung erzeu- gen soll, um von dem Gegenstande der an- dern

dern abzuziehen. Besser gelingt es, wenn schon starke Triebe vorhanden sind, die man zum Abbruche derselben anfeuern kann. Ist Liebe zur Tugend da, Gefühl der Ehre, Gehorsam oder Freundschaft: so sind diese vorzüglich zu gebrauchen. Hingegen wäre es sehr übel gethan, wenn man zur Ausrottung unanständiger Neigungen, andere stärken wollte, die eben so schädlich oder noch schädlicher werden könnten; wie auf diese Weise bisweilen thörichter Ehrgeitz, Stolz und Eitelkeit in jungen Herzen erzeugt werden.

Hier schon, wenn man andere Triebe unvermerkt aufwecken und entgegen setzen will, und noch mehr, wenn man die Neigung gerne dazu mit Gründen der Vernunft bestreitet, tritt dann gar leicht die sophistische Vernunft in die Mitte; und vertheidiget die Sache der Leidenschaft laut oder heimlich im Herzen. Wenn dann euer Ansehen nicht mehr statt des Beweises gilt, wenn die Ueberzeugung, die aus euch redet, nicht mehr überzeugt: so müssen eigene Erfahrung, Beyspiele anderer, oder

klare Beweise versuchen, was sie thun können. Die gelegene Zeit zu wählen, den rechten Ton zu treffen, ist hiebey das hauptsächlichste. Trachtet nur, daß ihr immer Meister über euch selbst bleibt; daß hier kein ungestümmer Eifer euch überwältiget.

Immer behaltet ihr daneben die Absicht zu zerstreuen. Immer, ihn in den Umgang derienigen zu verwickeln, deren Minen, Handlungen und Gesinnungen ihn allmählig umbilden können. Es thut oft einen vortreflichen Effect, wenn ein anderer, der nicht verdächtig ist, als ob er um die Sache wüßte, und doch Ansehen hat, so etwas sagt, was der Neigung Abbruch thut, bessere Gedanken erwecket.

Eine Neigung entspringt bisweilen aus einer Vorstellung, die sehr leicht zu berichtigen ist, oder deren Reitzung sich von selbst bald verlieret. Da wäre das schlimmste, wenn man gleich Unruhe merken liesse, und grosse Gegenanstalten machen wollte. Wenn bloß die Neuheit reitzet, oder ein flüchtiger Blick, der durch den folgenden nähern Anblick selbst widerlegt wer-

werden wird, da ist keine Gefahr. Aber es könnte Gefahr entstehen, wenn man dem andern die Idee einbildete, als wenn ein Gegenstand da wäre, der starke Neigungen einflössen könnte. Ueberhaupt sind die leichtesten, unmerklichsten Mittel immer die dienlichsten wider die Neigungen.

Doch bin ich auch nicht schlechterdings dawider, daß nicht in gewissen Fällen die dringende Gefahr es rechtfertigen sollte, wenn man Gewalt brauchte, die Lust niederdonnerte, den Gegenstand vernichtete, oder verbannte, die Imagination durch diesen Schrecken betäubte, und ehe sie sich vom Schrecken erhohlte, ihr geschwind etwas anders zu thun gäbe. So stürzte Mentor seinen Telemaque ins Meer, da es nicht anders gehen wollte. Aber um das Stürzen ist es doch immer eine gefährliche Sache. Und was Minerva thun kann, darf nicht ieder Sterbliche wagen.

Eine Neigung kann oft durch sich selbst gebessert werden; und dieser Versuch ist immer der erste, an den man denken muß. Nemlich

wenn eine Neigung von einem allgemeinen Triebe herkömmt, und nur auf den unschicklichen Gegenstand verfiel, weil er der gelegenste war: so verschaffe man ihr Nahrung von einem andern Gegenstande, wo weniger dabey zu fürchten ist. Es giebt ja allerhand Spiele, und allerhand Mittel, die Ehrbegierde zu befriedigen, und die Sinnen zu vergnügen. Der Trieb zum Vergnügen ist doch zuletzt der Grund von allem.

Freylich weiß ich wohl, daß man einem dadurch die Lust zum Trinken nicht benimmt, daß man ihm zu essen giebt. Aber man kann doch wohl machen, daß er einstweilen Wasser trinket, wenn er keinen Wein trinken darf. Das Wasser kann man ihm auf eine so gute Art anbieten, den Wein so schicklich aus dem Wege räumen, daß er doch wohl lieber Wasser trinket, als wegen des Weines so vielen Verdruß übernimmt. Vielleicht nimmt er auch gefärbtes Wasser für Wein an, hält sich wenigstens dabey auf, wenn er es nur sieht, nur von weiten kostet, oder denket, es soll wohl bald Wein werden. Vielleicht stürzt er

auch einmal heimlich ein Glas Wein hinein, und kömmt denn ganz gerne wieder zu seinem Wasser zurück, weil er findet, daß der Wein doch nicht so gut ist, als er sich einbildete. Aber durch mich soll er den Wein nicht finden. Denn es ist, so viel ich weiß, noch keiner am Wassertrinken gestorben, wenn er sonst gute Diät hielt.

Gewisse Neigungen verlieren sich von selbsten mit den Jahren, oder mit Veränderung der Lebensart und des Aufenthaltes. Desto gelassener kann man dagegen arbeiten; und vielleicht wird man eben deswegen mehr ausrichten, weil man gelassen zu Werke geht, und sich nicht übereilet. Euch guten Herzen von noch unerfahrnen Erziehern ist dieß besonders zu sagen, weil ihr mit euerm allzugrossen nach Idealen gestimmten Eifer euch bey euern redlichen Absichten bisweilen nur hinderlich seyd, und dann im Kummer euch verzehret.

Es giebt Neigungen, die aus groben Irrthümern und thörichten Vorurtheilen ganz allein oder hauptsächlich entstehen, als da ist die

Nei-

Neigung zu fluchen, oder andere zu beleidigen durch Grobheiten oder Spöttereyen. Von den Grundtrieben sind diese und ähnliche Neigungen weit entfernet; und scheinen also vermittelst der Liebe gegen sich selbst, wenn sie noch nicht durch die Gewohnheit zur andern Natur geworden sind, leicht ausgerottet werden zu können.

Wenn dieses ist; wenn eine Neigung durch die lange Gewohnheit zur Natur geworden ist; dann ist freylich die Besserung noch ungleich schwerer. Aber dieß kann der Fall so oft nicht seyn, der bey der Erziehung vorkömmt. Das einzige Mittel wäre nur dieses, allmählig bessere Neigungen gegen sie durch Beyspiele oder Vorstellungen zu erwecken, und alle Gelegenheit ihr so viel möglich zu benehmen.

Es ist oft eben so nöthig, und erfordert nicht weniger Mühe und Geschicklichkeit, Abneigungen auszurotten, als Begierden. Aber die Grundregeln sind immer die nemlichen. Diese nemlich, daß man nicht die ganze Abneigung, die doch auch eine natürliche Verabscheuung zum Grunde haben muß, nemlich

den Abscheu vor Unlust oder Schaden, sogleich schlechterdings verwirft, und damit verursachet, daß Eigenliebe und Rechthaberey für sie streiten; daß man entweder durch allmählige Versuche, die die Gelegenheit an die Hand geben, oder wozu ein gefälliges Beyspiel reizen muß, den Irrthum, der der Grund ist von der Abneigung, einen benimmt, oder durch andere Vorstellungen ihn widerlegt; daß man nicht selbst dem andern den Gedanken beybringt, als wäre seine Abneigung so groß und unüberwindlich. Diese Saite muß man sich hüten zu berühren.

Aber wenn wirklich Neigungen oder Abneigungen natürlich sind: dann sind sie doch wohl auch unüberwindlich?

Wir wollen nur erst sehen, in welchem Verstande Neigungen natürlich sind, oder von der Natur herkommen.

Neigungen gründen sich auf Vorstellungen. Vorstellungen kommen durch die Sinnen in uns, oder, welches hier einerley, werden durch die Sinnen erwecket. Neigungen kom-

kommen also in der Bedeutung nicht von der Natur her, daß die Begierde oder die Verabscheuung, die Vorstellungen voraussetzet, die von gewissen äussern Gegenständen herkommen, auch wenn solche äusserliche Gegenstände noch nicht da waren, oder wenn sie nie vorgekommen wären, sich dennoch hätte äussern können.

Aber weil ein Mensch etwas **also** empfindet, weil er **solche** Sinnen hat, weil er von etwas auf eine angenehme oder widrige Weise afficirt werden kann, ie nachdem es mit der Beschaffenheit seiner Organen oder überhaupt den Dispositionen seiner Natur übereinstimmt: so können gewisse Neigungen und Abneigungen natürlich genennet werden in der Bedeutung, daß nicht die Empfindungen, die von dem veränderten, durch äusserliche Ursachen erst erzeugten Zustande der Organen, nicht in angenommenen Begriffen, Vorurtheilen und verwirrten Einbildungen; sondern in der unverfälschten eigenen Empfindung eines Menschen der Grund von ihnen lieget *).

Aber

*) Dieß ist nicht blos von den äusserlichen Empfindungen zu verstehen; sondern hauptsächlich

Aber schwer ist es freylich oder vielmehr unmöglich anzugeben, ob iemands Neigung oder

sächlich auch von denienigen Empfindungen, die wir haben bey denen Bildern der Phantasie und andern Vorstellungen, die in uns entstehen, wenn Geschichten erzählt werden, wenn man uns lobt oder tadelt, wenn wir irgend etwas, so abwesend oder zukünftig ist, uns vorstellen. Die Art und Weise, wie einer bey den Gelegenheiten, die solche innere Vorstellungen und Empfindungen erwecken, afficiret wird, kömmt freylich allernächst hauptsächlich von seinem Gedankensystem her, davon, meine ich, daß iust gewisse Vorstellungen in ihm, und iust auf eine gewisse Weise mit einander verknüpfet sind, und daher itzt zusammen in dieser oder iener Verbindung, Mischung und Lebhaftigkeit erwecket werden können. Aber deswegen kann doch auch in dem ursprünglichen Zustande seines Körpers, seiner innern und äussern Empfindungs- und Bewegungswerkzeuge, in dem Zustande derselben, mit dem er auf die Welt kam, ein Grund mit liegen, von der Art und Weise, wie ihn etwas afficiret, von dem Wohlgefallen oder Mißfallen der Neigungen oder Abneigungen, die es ihm erwecket. Denn erstlich konnte davon die Beschaffenheit seiner Grundempfindungen und Vorstellungen herrühren. Sodann der Zustand seiner Einbildungskraft; dem zu Folge die Ideen von der Seite oder von einer andern, mehr oder weniger ausgebildet, geschwinder oder langsamer sich darstellen. Endlich

oder Abneigung also natürlich ist. Die Stärke derselben beweiset es noch nicht genug. Man weiß, was die Gewohnheit thun kann. Wie mancher hat mit Widerwillen angefangen Toback zu rauchen, oder ein gewisses Getränke zu trinken, und kann sich nun dessen nicht mehr enthalten. Durch die Gewohnheit kann eine andere Natur entstehen. Leicht kann sich einer selbst dabey betrügen. Denn weiß er, wie seine Natur sich nach und nach so bestimmt hat, wie sie nun ist? Unterscheidet er auch wohl reine Empfindung von den Zusätzen der Einbildung und des Vorurtheils? Man weiß ja, was diese vermögen.

Doch

lich wenn man, wie einige thun, besondere innere Organen zur Empfindung der Lust und Unlust annehmen darf: so kann auch deren ursprüngliche Beschaffenheit einen Grund von gewissen Neigungen in sich enthalten. Wie wenig einer nun auch von allem dem annehmen mag: so sieht man doch so viel, daß sich die Möglichkeit angebohrner Neigungen nach einer solchen Erklärung nicht leugnen lasse, und daß sie in der Natur gegründet seyn können, ohne, daß ein Mensch in den ursprünglichen Bestimmungen der Seele selbst von dem andern unterschieden seyn müßte.

Doch es muß wohl natürliche Neigungen und Abneigungen geben, wenigstens in der Bedeutung, daß sie sich auf innere Empfindungen gründen, deren sich einer immer bewußt ist, und die er nicht zu ändern weiß. Denn so sind doch wenigstens die Neigungen natürlich, die alle Menschen mit einander gemein haben; sollten sie sich gleich einmal bey der Hauptveränderung, durch die wir zum andern Leben geboren werden, verlieren. Denn diese Veränderung ist nicht natürlich in diesem Leben.

Und so können wir es im Allgemeinen nicht für unmöglich halten, daß nicht besondere Neigungen oder Abneigungen einzelner Personen ihnen natürlich seyen, also daß sie sich auf innere Bestimmungen gründen, die sie in diesem Leben immer gehabt haben und nicht verlieren werden.

Doch wenn man hier auch alles einräumet, was man vermöge der Erfahrung mit Grunde einräumen kann: so wird doch immer dieß heraus kommen, daß die natürlichen und durch Kräfte dieser Welt unüberwindlichen Begier-

gierden oder Verabscheuungen keine solche sind, die zum Verderben abzwecken müssen. Wenn nun auch ein Mensch eine gewisse Speise aus einer solchen natürlichen Ursache nicht essen kann, oder wenn ihm also von Natur die Harmonie der Töne zuwider ist; was ist vieles daran gelegen.

Doch man höret von Leuten, denen böse Neigungen angebohren worden, Neigungen zu lügen, oder Neigung zu stehlen?

Ich will mich nicht dabey aufhalten zu untersuchen, ob man das auch natürlich nennen kann, was von einer Veränderung herrühret, die im Mutterleibe sich eräugnet hat. Und ich will es einräumen, daß vermöge solcher Veränderungen Dispositionen in einem Menschen entstehen können, aus denen hernach gewisse Empfindungen der Lust oder Unlust entstehen müssen, die ausserdem nicht erfolgt seyn würden. Mit den Begriffen, die man sich von dem Innern des Menschen mit Wahrscheinlichkeit machen kann, scheinet mir wenigstens, liessen sich im Mutterleibe empfangene Eindrücke,

cke, die die nachmaligen Empfindungen bey gewissen Gegenständen modificiren, noch wohl zusammen reimen. Und alle Erfahrungen, die dergleichen etwas zu beweisen scheinen, schlechthin läugnen wollen, scheinet auch nicht erlaubt.

Aber erstlich können leicht andere Ursachen solcher Neigungen da seyn, die einer vielleicht mit Fleiß verbirget. Man giebt lieber der Geburt die Schuld einer unartigen Neigung, als seinem freyen Willen; so wie man lieber Schicksal und Gestirne anklaget, als sich selbst. Sodann ist das nicht wahrscheinlich, daß also entsprungene, nur also gegründete Empfindungen nicht sollten überwältiget werden können. Man sagt, daß Jacob I. keinen blossen Degen sehen konnte, weil sich seine Mutter, die unglückliche Maria, so sehr entsetzte, bey dem Anblicke der Ermordung des David Riccio. Aber ich kann nicht glauben, daß Jacob sich nicht hätte zum Anblicke eines blossen Degens gewöhnen können; und, wenn ich mich recht entsinne, so ist er ia einmal in dem Falle gewesen, daß er blosse Degen sehen mußte.

Endlich will ich noch eher zugeben, daß starke Abneigungen einen solchen Ursprung haben können, weil die unangenehme Empfindung gewaltiger auf uns wirket, als daß ich es von Begierden einräumen sollte. Ganz andere Beweise aus der Erfahrung, als ich bis itzo kenne, müßte ich haben, wenn ich glauben sollte, daß der Reitz der angenehmen Empfindungen, die nur einen solchen Grund haben, Neigungen unüberwindlich machen, und daß eine Neigung zum Stehlen oder zum Lügen angebohren werden könnte.

Aber viel gewisser, als alle diese Vermuthungen ist es, daß vieles für Natur, und für unabänderlich, von denen, die ihre Neigungen nur beschönigen wollen, und von denen, die sie nicht recht anzugreifen wissen, gehalten wird, was es nicht ist.

Nemlich es kann gar oft etwas von gewissen Dispositionen im Körper, in der Einbildungskraft oder im Verstande herkommen, die, sie mögen nun entweder angebohren, oder durch die Gewohnheit erzeugt worden seyn, so stark sie

sie auch scheinen, sich wieder ändern lassen. Die veränderte Lebensart, und andere Mittel, die der Arzt weiß, können vieles in Ansehung des Körpers, und somit auch in Ansehung der Imagination, verändern. Hernach, was vermag nicht der **Gedanke über die Empfindung?** Hier ist die moralische Universalmedicin wider die geistischen Krankheiten.

Aber lasset es seyn, daß ein Mensch von Natur, wegen seines Temperaments oder einer anderweitigen Beschaffenheit seines Körpers, zum Zorne geneigt ist. Sollte er ihn darum doch nicht ablegen können? Die Erfahrung beweiset, daß es geschehen kann. Aber freylich muß man zuerst wollen. Er thue nur die Hälfte von dem, was Seneca saget; ganz gewiß er wird weit damit kommen. Es ist kein Streit dagegen, daß nicht zur Wollust ein Mensch stärker als der andere, vermöge seines Temperaments, gereitzet werde, und daß also verstanden, die Neigung dazu von seiner Natur herkommen könne. Aber darum ist sie noch nicht unüberwindlich. In seiner Natur

sind noch andere Triebe, vermittelst deren sie bezähmet und gebessert werden kann. Die Paßionen, die auf innere Empfindungen allernächst sich gründen, der Stolz, die eitle Ehrbegierde, und andere, können gleichermassen bey einem Menschen natürlich seyn, und doch vermittelst unangenehmer Empfindungen, die sie nach sich ziehen, oder durch das Entstehen besserer Neigungen ausgerottet, oder wenigstens in die Schranken gebracht werden, in welchem sie dem Menschen überhaupt natürlich und nicht mehr schädlich sind.

Es entstehen bisweilen Triebe nach und nach, weil Gelegenheit und Anreitzung für sie allein sich findet; und werden zuletzt so stark, daß sie den Character eines Menschen ganz allein auszumachen, seine ganze Natur in sich zu fassen, oder nach sich zu stimmen scheinen. Und doch wäre dieser Mensch ursprünglich geschickt gewesen, die entgegen gesetzten Neigungen eben sowohl zu überkommen. Die Erfahrung hat es bewiesen. Denn durch eine schnelle und allen unerwartete, aber dem Seelen-

forscher nicht unbegreifliche Revolution ist schon öfters ein solcher Mensch auf einmal ein ganz anderer geworden. Von einem Extrem ist er aufs andere gekommen, aus einem Wollüstlinge ein Einsiedler und Heidenbekehrer, oder aus einem Schwärmer ein Wollüstling geworden. Man hat es oft bemerket, daß, zumal bey den Neigungen, die Extremitäten an einander gränzen, die dem Scheine nach widersinnigsten Neigungen oft schnell aus einander entstehen; die Ursache ist, weil alle einen Grund haben; und diejenigen, die, bildlich es auszudrucken, aus einem Punkte nur gegen verschiedene Seiten zu auslaufen, näher bey einander sind, als die durch verschiedene Wendungen von einander abgesondert sind. Die Seele gieng mit der grösten Begierde aus, und fand nicht, was sie erwartete. Je grösser die Begierde und die Erwartung war, desto grösser muß der Unwille seyn. Je gewaltsamer der Schwung der hintrieb, desto stärker auch der so zurück reisset.

Oder wenn sich die Einbildungskraft ganz auf einen Trieb hingezogen hatte, mit dem

doch nicht die ganze Natur befriediget werden konnte; so können vermittelst eben dieser hitzigen Einbildungskraft die entgegen gesetzten Triebe eben so gewaltig werden, so bald ihr erster Irrthum vernichtet ist. Eine einzige Empfindung vernichtet ihn bisweilen.

Ein Beweis, wie viel die Natur kann. Und mehr als eine Regel für die Bildung der Herzen, die unter einer Einbildungskraft stehen, die eine ins Grosse laufende Idee ganz ins Feuer setzen kann.

Ich fürchte, so bald nicht fertig zu werden, wenn ich mich über diesen Punkt besonders einlassen wollte. Ich will nur mit einigen Anmerkungen schliessen, die völlig im praktischen Tone und aus dem vorhergehenden genugsam verständlich seyn werden.

Gewöhne denjenigen, der noch nicht die Gründe von dem System der Pflichten einsehen kann, nicht daran, daß er von allen Vorschriften die Gründe wissen will. Die Gesetzgeber haben bey dem kindischen Alter des menschlichen Geschlechtes dieses nie gethan, und mit Recht.

Auch zur Zeit, wenn Vernunft genug da wäre, die Gründe einzusehen, hindert die entgegenstrebende Begierde die Ueberzeugung. Das beste also ist, gute Triebe frühe zu gründen, daß sie schon auf die Vernunft warten, und nur durch sie erweitert werden dürfen.

Entziehe denienigen, dessen böse Neigung du entkräften willst, den Gegenständen, die durch ihre Eindrücke sie erregen können, den Gelegenheiten, wo sie gereitzet werden würde. Laß ihn dieienigen sehen, an denen er die üblen Folgen der Neigung gewahr wird, die er vielleicht noch nicht kennet, oder nicht lebhaft genug sich denket, und die Seite derselben, wo sie ihm selbst verhaßt seyn muß. –

Bringe ihn in die Gesellschaft solcher Personen, die anders geartet sind, und doch Eigenschaften besitzen, die sie ihm werth machen, die bey rechtschaffenen Leuten angesehen, überall beliebt, und auch seine Freundschaft sich zu erwerben geschickt sind. Denn man bildet sich nur nach denenienigen gerne, die man liebt, hochschätzet, oder wenigstens für

glücklich hält. Darum muß der Lehrer selbst sich oft, dem Scheine nach, denenienigen gleich stellen, die er nach sich bilden will. Diese letztere Regel aber sage ich nur denen, die sie verstehen.

Bringe ihm die Arzneyen, immer so viel es seyn kann, unvermerkt bey. Er glaubet, sich dann etwa selbst zu bessern, so fruchten sie desto mehr. Sage ihm deine Lehren so wie im Vorbeygehen, als wenn du sie andern sagtest, und überlaß ihm die Application auf sich: Oder laß sie nur so in einer allgemeinen Sentenz mit einfliessen, indem du ihm bey einer Gelegenheit ein verdientes Lob ertheilest. Verleite ihn zum Lesen solcher Schriften, die ihm Anlaß geben können, auf andere Gedanken und Entschliessungen zu kommen.

Suche vor allen Dingen die Liebe und das Zutrauen desienigen dir zu erwerben, den du bessern willst. Begegne dem Affecte nicht mit Affect, sondern mit schreckenloser, ruhiger standhafter, heiterer Gelassenheit. Erbittre nicht, verachte nicht, nimm den Muth nicht.

Sey ia nicht zu strenge, und verdamme nicht aus Eigensinn, Unmuth, Unwissenheit, oder Heucheley. Mahle das Laster nicht mit allzuschwarzen Farben ab. Es möchte sonst dein Lehrling demselben sich in die Arme werfen, wenn es in minder häßlicher Gestalt erschiene; wie das iunge Rehe in der Fabel *).

Mit Schwachheiten habe Gedult. Wenn man zu geschwinde fertig seyn will, richtet man gar nichts aus. Doch verschweige die drohende Gefahr nicht. Wähle die rechte Stunde zur Ermahnung und Bestrafung; wenn etwa ein Erfolg dir schon vorgearbeitet hat, wenn et-

*) Warum haben fromme Väter oft die schlimmsten Söhne, und ruchlose Eltern oftmals gut geartete Kinder? Ich denke, unter andern Ursachen, auch deswegen, weil letztere die Laster in ihrer wahren Gestalt erblicken, und ihre betrübten Folgen bey Zeiten kennen lernen, iene aber durch falsche Gemählde verführt, durch allzuviele und zu oft wiederholte Moral unempfindlich, durch übertriebene Strenge erbittert, verdrüßlich, muthlos, bisweilen auch durch Vergleichung der vortreflichen Lehren mit gewissen grossen Schwachheiten und Fehlern der Eltern, die man vergeblich vor ihnen zu verbergen sucht, irre gemachet werden.

etwa das Zutrauen gegen dich am stärksten, und wenn dein eigenes Gemüth dazu am geschicktesten, frey, munter, ruhig ist.

Sey selbst Beyspiel. Beweise durch dein ganzes Verhalten Religion und Menschenliebe, Herrschaft über deine Begierden, daß du dein Glück in der Tugend suchest und findest.

Siebentes Capitel.

Lectionscatalogus für einen fünfjährigen Studenten.

Aber nun ist es Zeit, daß ich einmal von dem Studieren des Emils rede. Sonst würde meine Erziehungsgeschichte denenienigen allzu verdächtig werden, die das Wesentliche der Erziehung in dem Unterrichte in einigen Sprachen und Wissenschaften suchen.

Ich habe schon oben die Gründe angegeben, warum ich für nöthig halte, recht bald mit dem Studieren anzufangen. Ich will noch einen hinzu setzen, der in manchen Fällen wohl der wichtigste seyn könnte.

Man

Man muß den Eleven zum Lernen gewöhnen, ehe er die Bemerkung machen kann, daß einer und der andere in seiner Familie ein Mann von Ansehen, Rang und Titeln geworden ist, ohne das zu wissen, was man ihm zu lernen aufgiebt. – – Beym Emil war der Anfang glücklich gemacht, ich durfte nur die bisher gebrauchte Methode beybehalten, um eben so glücklich fortzufahren. Er war an das Lernen, als an eine Art von Zeitvertreibe gewöhnet. Er merkte auch dabey wohl, daß seine Bereitwilligkeit mir und allen Leuten, mit denen er umgieng, angenehm wäre. Es fanden sich allerhand zufällige Aufmunterungen. So war es denn nicht zu verwundern, daß er gern lernte.

Ich hatte gar nicht nöthig, mich derjenigen Kunstgriffe zu bedienen, die in andern Büchern beschrieben werden, um Emilen zu bewegen, dieses oder jenes zu erlernen. Und in der That, ob solche Kunstgriffe gleich, wenn es zumal die Umstände auf eine natürliche Weise also mit sich bringen, bisweilen können ge-

gebrauchet werden: so bin ich doch der Meinung, daß sie bey sonst richtigen Grundsätzen in diesem Theile der Erziehung unnöthig sind, bey einer pedantischen Unterweisung aber nicht lange gut thun werden.

Förmlich aber protestire ich wider dergleichen Aufmunterungen zum Lernen, wodurch das Studieren, das eine Absicht seyn sollte, auf die letzte blos als ein Mittel zur Beförderung liederlicher Einfälle und Begierden betrachtet, und der Hofmeister endlich vom Eigensinne des Lehrlings abhängig gemacht wird. Schlägt er ihm einmal eine Bitte ab, siehe so lernet er nun nicht, oder machet alles aufs schlechteste. Alle Aufmunterungen also, wodurch ein Begriff vom Lernen erwecket wird, der dessen Werth zu weit herab setzet, und gänzlich zufällig machet, taugen nichts *).

Da

*) Die Regel verdienet allgemeiner gemacht zu werden. Die willkührlichen unmittelbaren Belohnungen, sind bey Kindern überhaupt gefährlich. Endlich setzen sie die Erfüllung ihrer Pflicht auf einen immer höhern Preis und weigern sich, fromm,

Da ich nachdachte, womit ich hauptsächlich das gegenwärtige Alter meines Eleve beschäftigen sollte: so glaubte ich nicht zu irren, wenn ich ihn mit denienigen Künsten anfangen liesse, zu welchen die Nachahmung, ein früher Trieb, den Menschen am ersten führet. Dies ist der Weg, welchen die Natur selbst mit dem menschlichen Geschlechte genommen hat, die erste Lehrmeisterin. Ausser denienigen Künsten, welche die gewöhnlichsten Bedürfnisse erheischen, fiengen sie an, dieienigen Gegenstände der schönen Natur nachzuahmen, die ihnen am meisten Vergnügen gaben. Die Töne der Nachtigall erregten Empfindungen, die zu lebhaft waren, um nicht wieder sich auszudrucken. Die Menschen sangen nach. Das Bild des Geliebten war zu tief eingepräget; es wollte wieder leben. Das Mädchen erblickt es im Schatten, und fesselt es ge-

fromm, stille oder fleißig zu seyn, woferne man ihnen nicht noch mehr giebt. = = Aber die Kinder folgen sonst nicht? = = Könnet ihr sie denn nicht unvermerkt lenken? Und wenn ihr das nicht könnet und auch nicht warten wollet, so ist es besser, ihr strafet, als daß ihr so belohnet.

geschwinde durch den Umriß. So entstunden Gemählde und Melodien, und in ihrer Gesellschaft wurde die Sprache Poesie. Glückliche Zufälle beförderten die Kunst. Nacheiferung bildete Virtuosen. Später entsprangen die allgemeinen Begriffe des Wahren und Schönen, des Verhältnismäßigen, der Ursachen und Wirkungen; aus denen der überdenkende Verstand endlich das Gebäude der Wissenschaft aufführte.

Emil übte also seine sich entwickelnden Seelenkräfte zuerst durch Musik und Zeichnungen. In seinem sechsten Jahre fieng er an Lieder zu spielen. Wäret ihr schon damals erschienen, ihr bildenden Lieder der holden Weisischen Muse, die aus Patriotismus Kind ward, so hätte er euch gespielet. Er zeichnete Blumen, Vögel, Pferde und Häuser. Zwar beydes als ein Kind, und beydes nur zu seinem Vergnügen. Aber endlich ward er in beyden geschickt, und er wußte nicht, wie er es geworden.

Die Kenntniß der Sprachen gehöret zu den Bedürfnissen, und es ist Anfangs leicht, über

über deren Erlernung verdrießlich zu werden. Der natürlichste und leichteste Weg ist ohne Zweifel die mündliche Uebung. Also ist Emil zur deutschen und französischen Sprache angeführet worden. In iener konnte er auch schon lesen. Es ist gesagt worden, wie er ohne Mühe und Zwang dazu gekommen. Zum französisch lesen mußte nunmehr fortgeschritten werden. Auch dazu machte Emil selbst die ersten Anstalten. Er hätte es auch gethan, wenn ich es ausdrücklich gewollt hätte. Denn er war bereit alles zu thun, was ich begehrte: so wie ich sehr vorsichtig war, nichts von ihm zu verlangen, was ihm hätte zu beschwerlich seyn können. Weil er schon viele Wörter wußte, ehe er zum Lesen gewöhnet war, so fanden sich bald Gegenstände, die die Lust zum Lesen erweckten. Es waren kleine Fabeln und Erzehlungen. Ich wählte sie nicht sowohl wegen der Moral, wovon ich zugebe, daß sie selten für Kinder begreiflich ist *), sondern weil

*) Und doch, wenn sie ihnen auch noch nicht ganz begreiflich ist, kann es nichts schaden, wenn sie eine gute Lehre einstweilen ins Gedächtniß fassen.

weil sie für Kinder unterhaltend sind, die es gar nicht befremdet, daß Thiere reden, da sie mit Bildern als mit Menschen umgehen, und Stecken als Pferde zu tractiren geneigt sind. Ausserdem kommen lauter Gegenstände vor, mit denen sie ietzo schon bekannt sind, oder die ihnen bald bekannt zu werden verdienen. Dieienigen, die lieber die Lectüre mit Romanen anfangen wollen, die doch allemal abenteuerlich sind, und Kindern leicht zu viel und zu wenig sagen, mögen bey Vergleichung ihrer und meiner Gründe erwägen, ob ich recht gethan habe. Man sieht von selbsten ein, daß es ein grosser Behuf für Emilen gewesen, daß er schon viel französisches verstanden, ehe er in dieser Sprache zu lesen anfieng. Und ich begreife nicht, warum man es nicht immer bey denenienigen Sprachen, die Kinder lernen sollen, also machen könnte? Denn an das Latein dachte ich noch nicht. Ich hoffete, daß die Erlernung dieser Sprache Emilen viel leichter werden würde, wenn er es im Französischen zu einiger Vollkommenheit

fassen. Dieß gilt auch in Ansehung einiger der erst angeführten Lieder für Kinder.

menheit würde gebracht haben. Und ich schmeichelte mir, daß ihn seine Wißbegierde schon selbsten zu neuen Gegenständen hinführen würde, wenn sie einmal durch leichten Unterricht gereitzet worden wäre. Ich sah voraus, daß sich unterdessen verschiedenes eräugnen müßte, welches einen Bewegungsgrund, diese tode Sprache zu lernen, abgeben könnte. Ich lasse es den Einsichten der Lehrer und der Eltern anheim gestellt, wenn sie vor dem neunten oder zehnten Jahr ihrer Kinder Anstalten, das Latein zu lernen, machen wollen. Ich halte das Gegentheil bey einer freyen Erziehung für besser, wenn ich nicht sagen will, für nöthig; und mehr als ein Erfolg bestätiget mich in meinen Grundsätzen. Emil lernte lesen, und er lernte es an solchen Schriften, die ihm nicht nur Vergnügen, sondern auch Nutzen schafften. So wurden viele Absichten mit einander verbunden, und in einer Unterweisung alle mit einander vereinigt. Biblische Historien, leichte Fabeln, und Erzählungen waren die Bücher des Emils, und waren es lange allein. Aber wie viel lernete er nicht daraus! Wie viel fragte er mich nicht bey die-

sem Lesen! Auf wie viel Wissenschaften wurden wir nicht nach und nach dadurch geführet. Und auf die allernatürlichste Art. In der Folge durfte ich nicht sagen: dieß muß man lernen. Eines folgte aus dem andern. Emil lernte immer etwas neues, und er schien noch immer bey dem nemlichen zu verweilen. Ist denn etwa die Verwandschaft der schönen Wissenschaften unter einander, und dieser mit den höhern erdichtet? Oder ist etwa die Methode des Systems der Weg, den man mit Kindern wählen muß?

Ich konnte ihm auf diese Art viele Grundsätze der Religion beybringen. Er lernte seinen Schöpfer und seinen Heiland verehren. Er glaubte, weil ihm die Sätze annehmungswürdig schienen; vielleicht auch nur, weil ich ihm sie vorsagte. Aber sollte ich unzufrieden darüber seyn, da ich selbst von ihrer Richtigkeit überführet war? Ihn mit Gründen und Gegengründen bekannt zu machen, verspahrte ich auf eine andere Zeit. So übergieng ich auch noch diejenigen Stücke unsers allerheiligsten Glaubens, die Folgen des Systems, und noch mehr diejenigen,

welche unter den protestantischen Gemeinden der Christen selbst strittig sind. Klassische Sprüche der heiligen Schrift, leichte Verse aus erbaulichen Liedern waren seine symbolischen Bücher, sein System, waren der Inhalt seiner Theologie. Aber dieß kräftige Wort unterließ nicht auf sein Herz zu wirken. Und ist denn etwa dieß die geringste Absicht bey der Unterweisung in der Religion? Vorzüglich ließ ich mir angelegen seyn, ihn durch mein Beyspiel, nicht zur Scheinheiligkeit und verdrüßlichen Muckerey, wodurch die Religion geschändet wird, sondern zur wahren, sich immer gleichen, Gottesfurcht, deren Frucht Zufriedenheit des Herzens und Menschenliebe ist, anzugewöhnen; zur Gelassenheit im Leiden, und zur Munterkeit, das Gute zu verrichten?

Wie das Lesen des Emils zum Unterricht in der Religion den Weg bahnte, so bahnte es ihm auch zur Historie und Geographie *).

*) Den Anfang kann man noch früher machen, als hier angegeben worden ist. Die Haupteintheilungen der Erde, und diejenigen Merkwürdigkeiten der Länder, die nicht über die Begriffe

Der Anfang darinnen war ohne Zusammenhang. Wie hätte sonst der Eckel und das Beschwerliche vermieden werden können? Bey dieser Gelegenheit ein Stück, bey iener ein anderes. Der Stücke wurden immer mehr und mehr. Sie wurden oft wiederholet, damit Grund und Ecksteine des künftigen Gebäudes dauerhaft würden. Endlich näherten sich die Fragmente einander, und es entstund ein Ganzes, indem wir, was hie und da fehlete, hinzu thaten. Dieß halte ich für die beste Methode, Kindern Historie und Geographie zu lehren. Man muß machen, daß sie auf den grossen Reisen in diesen Wissenschaften überall Bekannte antreffen, wenn sie selbige mit Vergnügen aushalten sollen.

Ich habe vergessen zu sagen, daß Emil auch Schreiben lernte. Wenn ein Kind lesen kann, so verfällt es wohl selbst aufs Schreiben. Man darf ihm alsdann nur zu Hülfe kommen. Aber

griffe der Kinder, und ihnen interessant sind, lernen sie bald. Und in der That lässet sich auf einen solchen Anfang der physischen und politischen Erdbeschreibung immer weiter vieles auf das natürlichste gründen, was in den ganzen Umfang der menschlichen Wissenschaft hinein führet.

Aber wenn man zu sehr eilen will: so wird es iust am wenigsten von statten gehn. Emil hatte schon den Anfang spielend gemacht, als ein besonderer Umstand seine Begierde zu schreiben, und Geschriebenes zu lesen, noch mehr anfeuerte. Man erräth vielleicht diesen Umstand schon? Er ist auch leicht zu errathen. Seine ältere Schwester war verreiset, sie schrieb an die iüngere, und an Emilen — — Das übrige versteht sich. Anfangs lernte Emil Viertelstunden, Halbestunden lang. Endlich wurden Stunden daraus. Und als er ins achte Jahr gieng, war er des Vormittags zwo Stunden im Unterrichte, und zwo des Nachmittages. Zu dieser Ordnung sind wir unvermerkt gekommen. Und sie wurden nie beschwerlich, weil wir sie unterbrachen, so oft es unser Vergnügen, oder andere Umstände, erforderten. **Man kömmt langsam weiter, als wenn man zu sehr eilet.** Zwar Emil wäre leicht zu mehreren zu bringen gewesen. Aber die Erfahrung lehret, daß der Körper merklich leide, wenn man in diesen Jahren dem Geiste zu viel zu thun giebt. Und ich war nicht gesonnen, Emilen auf Unkosten seiner Gesundheit,

zum frühzeitigen Gelehrten zu machen. Ich war eben so sehr darauf bedacht, seinen Körper, als seinen Geist, zu bilden. Denn beyde stehen in einer solchen Verbindung mit einander, daß allzuviele Sorge für den einen Theil dem andern nachtheilig wird, eine gehörige Ausbildung des einen aber gewiß auch den andern vollkommener machen muß.

Achtes Capitel.

Ritterliche Uebungen für dieses Alter.

Emilens Körper wurde zwar nicht solchen Proben ausgesetzet, die nur ein junger Wilder aushalten kann, aber er wurde auch nicht also verzärtelt, wie es bey Kindern vornehmer Leute gemeiniglich zu geschehen pfleget. Er mußte die Unbequemlichkeiten des Lebens, vor denen kein Stand immer bewahren kann, bey Zeiten kennen lernen. Doch so, daß man nicht auf einmal zu viel von ihm verlangte. Er wurde öfters beym Spazierengehen so weit verführet, daß er auf dem Ruckwege wacker müde wurde. Er wurde zu Kälte, Wind und Re-

Regen angewöhnet, und er lernete im Fall der Noth, auch mit einer bäurischen Mahlzeit seinen Hunger stillen. Einige kleine Wehen, die diese Uebungen seinem Körper verursachten, wurden für nichts geachtet, weil sie ihm geschickt machten, grosse Beschwerlichkeiten desto leichter zu ertragen. Aber man wagte nicht so viel, daß der Eleve in Gefahr gekommen wäre, unter der Lehre zu sterben. Ich halte dafür, daß es Emilen viel genutzet, daß er das ganze Jahr hindurch, fast mehr ausser der Stube als in derselben gewesen. Er wurde durch die kleinen Veränderungen, die sich in der Luft eräugnen, unvermerkt derienigen grossen gewohnt, die sonst empfindlich auf unseren Körper zu wirken pflegen.

Mußten wir wegen der Kälte oder des gar zu schlimmen Wetters zu Hause bleiben: so wurden daselbst solche Spiele veranstaltet, die den Körper in Bewegung setzten. Ich hätte mir es für eine Schande gehalten, wenn nicht ich der Maitre de Plaisirs gewesen wäre. Ich ließ mir die Er-

findung und Einrichtung der Spiele eben so sehr angelegen seyn, als die Lehrstunden. Vielleicht damit die Kinder, wie die Pedanten spieleten? O nein, so grausam war ich nicht! Ihr Alter, ihr Geschmack, ihre Neigungen, waren meine Regeln. Und ihre Aussprüche, ihr Tadel waren für mich so wichtig, als das Urtheil des Parterre für den Dichter und Schauspieler. Ich erinnerte mich an die ersten Jahre meiner Jugend, und an dasienige, was mich in denselben am meisten ergötzet hatte. Nach meinen damaligen Empfindungen, nicht nach meinen ietzigen, beurtheilte ich die Empfindungen meines Eleve. Ich nannte daher Kinder nicht gleich tobende, rasende, wenn sie bey ihren Vergnügungen etwa zu weit giengen. Sind wir Erwachsene denn so regelmäßig bey den unsrigen? Sollen denn Kinder weiser seyn als wir? Sind denn diese Vergehungen bey ihnen wichtiger als bey uns? Haben sie denn mehr Pflicht, sich bey ihrem Vergnügen Abbruch zu thun, als wir? Je lustiger mein Eleve war, desto froher war ich.

Mei-

Meine Gegenwart verursachte ihm keinen Zwang Alle seine Neigungen, alle seine guten Eigenschaften, alle aufkeimende Fehler entdeckten sich meinen Augen. Welcher Vortheil! Aber ich hütete mich sehr, diese Absicht merken zu lassen. Ich bestrafte sie nicht auf der Stelle. Ich untergrub sie, ich rottete ihre Wurzel aus, ich entfernte die Gelegenheiten selbige auszuüben. Ich paßte auf den bequemen Augenblick, wo ich durch eine Vorstellung, durch ein Wort zur rechten Zeit, den bemerkten Fehler bestrafen oder lächerlich machen konnte. Man glaubte mir, denn man liebte mich. Man verachtete auch meine Warnungen nicht, wenn ich eine üble Folge voraus ankündigte. Denn man wußte, daß ich kein Stöhrer des Vergnügens, kejn Pedante war.

Was ich bey der Erziehung des Emils oftmals recht sehr bedauerte, war dieses, daß sich auf dem Landgute, wo wir uns aufhielten, seitdem sein Herr Vater die Hofdienste aufgegeben hatte, kein Kamerade für ihn fand. Allzuviele Unbequemlichkeiten widerrie-

riethen mir es, ihm Bauerniungen zur Gesellschaft auszulesen, wenn es auch die besten gewesen wären. Und in den etlichen bessern Häusern unseres Ortes, war kein Sohn von gleichem Alter. In der Nachbarschaft waren iunge Adeliche, welche uns öfters würden besuchet haben, wenn wir es gewollt hätten. Allein da mir noch mehr daran gelegen war, meinen Emil von aller bösen Gesellschaft zu entfernen: so hinderte ich diese Besuche, oder machte sie so kurz, als es seyn konnte. Die Gesellschaft des Emils schränkte sich also auf seine zwo Schwestern, mich und einige andere erwachsene Personen ein, die ihm zu Gefallen Kinder werden mußten. Er selbst schien im beständigen Umgange mit uns nicht so kindisch, als er es seinem Alter nach hätte seyn dürfen, und unter lauter Kindern vielleicht würde gewesen seyn. Doch denke ich nicht, daß dieses ihm nachtheilig gewesen, gleich wie ich mir auf der andern Seite auch kein Verdienst daraus mache.

Uebrigens bilde man sich ia nicht ein, daß ich Emilen deswegen nicht mit Bauern-

iungen hätte umgehen lassen, damit er seinem Stande nichts vergeben, und bey Zeit gewohnen möchte, mit der frostigen Miene eines Grossen auf diese Creaturen verächtlich herab zu sehen. Dieses unbillige und lächerliche Vorurtheil nicht bey ihm aufkommen zu lassen, würde mir sehr angelegen gewesen seyn, wenn nicht das Beyspiel seiner vortreflichen Eltern mir diese Mühe erspahret hätte; die vielleicht, ohne ienes, doch würde fruchtlos gewesen seyn. Von ihnen lernete er, daß alle Ehrfurcht der Niedrigen gegen Höhere diesen zur Schande gereiche, woferne sie durch etwas anderes, als durch Wohlthaten dazu gelangten. Daß eben deswegen einige Menschen mehr Ansehen, Macht und Reichthum besässen, als andere, damit sie diesen wohlthun und sie gegen die Gottlosen beschützen könnten; daß sie mit Recht von ihnen gehasset würden, wenn sie dieses nicht thäten, und daß sie von dem Herrn, der die Welt erschaffen hat, und uns und alles erhält, dermaleinst würden zur Verantwortung deswegen

gezogen werden. Man ließ ihn bemerken, daß wir den untern Ständen der Menschen mehr zu danken hätten als sie uns, daß ihr Schweiß uns die Mittel verschaffte, wodurch wir unser Leben erhalten und angenehm machen, daß sie mehr für uns arbeiteten, als für sich selbst; daß die Grossen viel Gutes thun müßten, bis sie eben so viel wahre Verdienste hätten, als diejenigen, welche das Feld bauen und von ihrer Hände Arbeit sich und andere ernähren; daß die Verdienste der Geringern gegen die Vornehmen viel grösser wären, als daß diese durch die freundliche Begegnung, oder durch die Zuwendung ihres Ueberflusses solche genug belohnten. Aber die abscheulichsten der Menschen wären sie, wenn sie auch dieses nicht thäten.

Zu solchen Grundsätzen wurde Emil gewöhnet. Man ließ es auch nicht bey blossen Lehren bewenden, sondern führte ihn zur Ausübung derselben frühzeitig an. Er lernete den Niedrigen freundlich begegnen, den Dürftigen mittheilen, über die Elenden eine

ne mitleidige Thräne weinen, die Hungrigen speisen, die Durstigen tränken. Aber nie gab man ihm Gelegenheit sich dieses zum Verdienste zu machen. **Nie wurde er deswegen besonders gelobt.** Sein Eifer wurde blos durch ähnliche Beyspiele unterhalten, und durch die Vorstellung der Schuldigkeit angefeuert. Dieß machte, daß er die Danksagungen, die er wegen seiner Wohlthaten empfieng, mit einer edlen Schamhaftigkeit annahm, und sich dadurch zu neuen Wohlthaten verbunden glaubte. Noch ließ ich mir angelegen seyn, die thörichten Eindrücke einer oft bis in die männlichen Jahre schädlichen Furcht zu verhindern. Ich meine die Furcht vor Gespenstern, die man oft auf eine recht unüberlegte Art bey Kindern zu erregen und zu erhalten suchet. Es durfte sich niemand unterstehen, ihm so etwas einzubilden. Man widersprach solchen lächerlichen Schreckhistorien, man verbannte alle Furcht in der Einsamkeit, ausser derienigen Ehrfurcht, die man dem Allgegenwärtigen schuldig ist. Wenn noch ein

gewisser Abscheu vor Nacht und Einsamkeit, welcher den Menschen natürlich zu seyn scheinet, bey Emil übrig blieb, so war derselbe ihm doch weder ietzo nachtheilig, noch konnte er der Herzhaftigkeit seiner männlichen Jahre Eintrag thun.

Ende des ersten Buches von der Erziehung.

Von der Erziehung
nach
bewährten Grundsätzen.

Zweytes Buch.

Von der Erziehung nach dem zehnten bis ins vierzehnte Jahr.

Neuntes Capitel.

Gestit paribus colludere et *iram*
Colligit, ac ponit temere; et mutatur in horas.

Unter solchen Beschäfftigungen erreichte Emil sein zehntes Jahr. Er war kein Wunder der Gelehrsamkeit; aber er war kein Feind vom Lernen. Dieß war genug. Und er hatte es doch auch in allerhand nützlichen Kenntnissen bereits so weit gebracht, daß man hoffen konnte, ihn mit der Zeit so vollkommen darinnen zu sehen, als man wünschte. Er konnte ohne Anstoß deutsch und französisch lesen; und in beyden Sprachen nach dem Um-

fange seiner Begriffe eine Unterredung aushalten. Er wußte verschiedene Stücke aus der Geschichte, bey manchen Reichen den ganzen kurzen Innbegriff und so viel von der Geographie, als zum Verständnisse iener nöthig war. Er zeichnete Blumen, Thiere, Gebäude, Bäume, Landschaften. Alles ohne Kunst und Genauigkeit; aber hier und da verrieth sich ein Genie. Zum Klavierspielen hatte er einen solchen Anfang gemacht, daß man einen gewissen Grad der Vollkommenheit in dieser Kunst von ihm erwarten konnte. Seine Theologie bestund noch in den vornehmsten biblischen Geschichten, in Versen aus vortreflichen Liedern und denenienigen Sprüchen heiliger Schrift, die unsere Heilsordnung enthalten; und er verstund dieselben so weit, daß sie auf sein Herz wirken konnten. Er wußte einen Fremden mit ungezwungenem Anstande zu unterhalten; er wußte seinen Körper schicklich zu tragen und zu gebrauchen, um so viel damit auszurichten, als man von seinen Jahren verlangen konnte. Aber was das meiste ist, die Tugend hatte in seinem Herzen Wurzel geschlagen, und es äusser-

serte sich in seinen Handlungen eine wirksame Menschenliebe. Endlich sein Hofmeister war ihm nach fünf Jahren noch so lieb als in den ersten Tagen seiner Ankunft; und sein Umgang schien zu seinem Vergnügen unentbehrlich.

Ich glaubte, den wichtigsten Theil der Erziehung des Emils vollendet zu haben, da ich diesen Zeitpunkt erreichet hatte. Ich dankete Gott inbrünstig für den glücklichen Erfolg meiner bisherigen Bemühungen, und flehete ihn um ferneren Segen an.

Man kann den Character dieses Alters gewiß nicht richtiger bestimmen, als **Horaz** gethan hat. Mutatur in horas. Voller Lebhaftigkeit kömmt der Knab von einem Einfall auf den andern. Er wagt beherzt. Die halb sehende Vernunft kömmt ihm schon mit tückischen Anschlägen zu Hülfe. Aber er ist auch leicht wieder abgeschrecket, denn er ist noch nicht durch vorhergehende Erfahrungen auf widrige Erfolge vorbereitet. Es ist noch keine Leidenschaft da, die trotz der unangenehmen Folgen das Ziel ihres Vorsatzes zu erreichen strebte;

noch keine eingewurzelte Bosheit in ihm. Er bereuet eben so lebhaft seine That, wenn ihr mit ihm zörnet, als er sie unternahm. Er ist äusserst niedergeschlagen und vergiesset Thränen. Aber auch dieser Eindruck ist von kurzer Dauer. Ein anderer Einfall bemeistert sich seiner Einbildungskraft, und nach einer Viertelstunde seht ihr ihn wieder in ausschweifender Freude.

Hier sind drey Stücke besonders nöthig zu beobachten. Erstlich, daß der Knabe mit den Thränen der Reue kein Spiel treiben lerne. Dann, daß man ihn sehen lasse, man kenne und verstehe ihn. Endlich daß er immer etwas gutes zu thun habe.

Ein Knabe weinet zuerst vielleicht aufrichtig. Es kümmert ihn wenigstens, seinen Vorgesetzten unwillig gemacht zu haben; und er nimmt sich ernstlich vor, dieses nicht mehr zu thun. Aber wenn er gewahr wird, daß man sich sein Weinen wohlgefallen läßt; wenn man seinem guten Herzen deswegen Lobsprüche ertheilet; wenn man ihm nicht nur verzeyht um

dieser Thränen willen, sondern auch eifrig ist, sie zu vergelten: so müßte es sehr wunderlich zugehen, wenn er nicht lernete, sich derselben zum Schutze seiner Leichtfertigkeiten zu bedienen. Ich habe einige Zeit lang einen sonst wackern Junker von diesem Alter unter Händen gehabt, welcher ohne Zweifel durch den Fehler seines vorigen Hofmeisters, der sehr weichherzig war, zu dieser Unart gewöhnet, eine iede Bitte so gleich mit Thränen unterstützte. Ich mußte mir vornehmen, ihm alles, was er auf diese Art bat, abzuschlagen. Da ich dieses ihm ankündigte, und standhaft in Erfüllung brachte; so änderte er sich bald. Gegen das Weinen eines Kindes, das sprechen kann, und eines Knabens, muß man völlig gleichgültig seyn, und nur auf sein ganzes Verhalten sehen. Merket er, daß man so gesinnet ist: so wird er gleichfalls auf die bessere Einrichtung seiner Aufführung denken müssen.

Das zweyte, was ich erinnert habe, ist, daß man den Knaben soll sehen lassen, man

kenne und verstehe ihn. Er will anfangen, sich zu verbergen, uns zu hintergehen: aber er ist noch nicht völlig geschickt dazu; er selbst verräth sich bald. Er soll dergestalt, daß es einen Eindruck auf sein Gemüth mache, einsehen lernen, wie wenig ihm dieses helfe, und wie strafbar es sey. Wenn er sich am sichersten glaubet, stelle man sich vor ihm, und mit der ersten zornigen Miene sage man ihm, daß ein Mensch, der seine Freunde und Vorgesetzten zu betrügen suche, ein Bösewicht sey. Freundlicher werde er bestrafet, wenn er ohne Tücke und Verstellung böses thut. Doch daß er es nicht vorsetzlich wieder thue! Ein anderes mal, wenn du ihn auf seinen heimlichen Wegen unvermerkt beobachtet hast – ich rede von tückischen Streichen – so sage ihm gar nichts. Aber wenn er hernach mit freundlicher Miene zu dir kömmt, und durch Erzehlungen und Schmeicheleyen sich angenehm machen will: so muß er nur einen einzigen Blick, den gleichgültigsten Blick des lieblosen Kaltsinnes von dir erhalten; und dann gar nicht einen mehr, so sehr er sich

auch

auch darum bemühet. Dann wird sich seine Farbe verändern, er wird weggehen, und wiederkommen, seine Heiterkeit wird Zwang verrathen, er wird ein Buch ergreifen, und seine Blicke werden darüber hinstarren — — Bald wird er dir ins andere Zimmer nachkommen, und mit Thränen einer nicht verstellten Wehmuth deine Knie umfassen, oder dir um den Hals fallen. Du verlässest ihn aber ganz ohne Antwort, wenn das Vergehen groß war. Du thust dieß, und sagest es andern, die ihr Verhalten gegen den Eleve zu ändern haben; wenn viele Bosheit dabey obwaltete. Verdienet es weniger Ahndung: so mußt du doch erst Proben der Besserung abwarten, bis du ihm deine Liebe nach und nach völlig wieder sehen lässest. Aber eben also muß dein entsprechendes Verhalten seine gute Aufführung ungelobt vergelten.

Dieser erst berührte Punct wird weniger zu schaffen machen, bey einem Knaben, der den Allgegenwärtigen fürchtet. Und man hat sehr wenig ausgerichtet, wenn man es nicht

nicht dazu bringet. Aber mehr oder weniger, allemal wird man Ursache haben, von der gegebenen Regel Gebrauch zu machen.

Endlich muß die ganze Einrichtung so gemachet werden, daß der Knabe *) durch zuträgliche Beschäfftigungen immerzu vom Bösen abgehalten wird. Die zunehmenden Kräfte können nicht mehr unthätig bleiben. Es ist auch für einen solchen Knaben gar nicht befremdend, daß man von ihm verlanget, er soll denenienigen in seinen Verrichtungen ähnlich werden, denen er an Gestalt und Kräften immer gleicher kömmt. Und iemehr er sich dem Alter nähert, wo der ganze Mensch mit allen seinen Kräften und Begierden rege wird: desto mehr ist darauf zu sehen, daß er nicht müssig gehe **).

Emil

*) Wohl verstanden, dieß heißt nicht so viel als immer beym Buche sitzen

**) Was Cicero off. I, 34. saget: Maxime autem haec aetas a libidinibus arcenda est, coercendaque in labore patientiaque et animi et corporis, und Horaz A. P.

Multa tulit fecitque puer, sudauit et alsit,
Abstinuit venere et vino;

lau-

Emil war bey der guten Gemüthsbeschaffenheit, die die Vorsehung ihm geschenket hat, und die die Fürsorge seiner Erzieher auszubilden bemühet war, dennoch ein Mensch, in welchem unordentliche Vorstellungen und Begierden unausbleiblich sind, und er war von den Unarten seines Alters nicht ganz frey. Nur daß ein besserer Grund bey ihm gelegt war, als bey andern, und daß er leichter zurechte zu weisen war. Auch ließ er das Böse, das er sah, oder hörte, nicht unnachgeahmet, wenn es sich auf einer Seite zeigte, die seinen Alter und Einsichten schön deuchte. Zu verhindern, daß einem Menschen, der unter Menschen erzogen wird, nie etwas strafbares vor Augen oder zu Ohren komme, wäre ein unmögliches Unternehmen. Ja es ist gewissermassen gut, daß schon der Knabe, wenn er

lautet ganz anders, als wann ein französisch deutscher Hofmeister von der Nothwendigkeit schwatzet, für den Eleve eine Maitresse zu halten. Arbeitet nur mit ihm! Und dieß gilt dann auch bey manchen schon vorm vierzehnten Jahre: aber manche dieser angeblichen Mentors fühlen das besoin selbst zu sehr, und mögen nicht arbeiten.

er noch seine Führer zur Seite hat, auch an dergleichen Erscheinungen gewöhnet werde. Wenn er aus einer allzugrossen Eingezogenheit und strengen Auferziehung, wo aufkeimende zum Bösen abzielende Neigungen mehr unterdrücket als gebessert wurden, auf einmal sich selbst überlassen, in die Welt kömmt: so werden, indem er äusserlich von allen dem neuen, das er sieht und höret, geblendet und hingerissen, kaum auf das merket, was in ihm vorgeht, in seinem Herzen die tyrannischen Leidenschaften, gegen die er sich niemals versucht, nie geübt hat, auf die Trümmer seiner erlernten Sittensprüche ihren Thron errichten. Sein Fall ist unausbleiblich. Glücklich, wenn etwa bey einem mislungenen Versuche oder kummervollen Ausgange der Leidenschaft, seine Tugend wieder ihre Kräfte sammlet und ihn aufrichtet! Glücklich, wenn ein weiser Mentor ihm zur Hülfe erscheinet, und ihn aus der Insel der Weichlichkeit fortreisset, ihn ins Meer der Geschäffte stürzet! Dieß Bild ist von der Art, daß man das Original dazu nicht in Romanen suchen darf. Es beweiset

set freylich die Unvollkommenheit der besten Erziehung, eine Collision von Regeln, wobey die Ausnahme schwerlich so gemachet wird, daß man immer damit zufrieden seyn kann. Aber man darf sich auch auf den Schutz der Vorsehung verlassen; wenn man gethan hat, was Rechtschaffenheit und Klugheit fordern. Jene befiehlt dir, daß du die schädlichen Eindrücke des Bösen bey deinen Kindern verhinderest. Diese, daß du die Tugend nicht nur innerlich nähreſt und stärkest, sondern sie auch zum Streite nach und nach gewöhnest. Aufsuchen mußt du den Feind eben nicht. Er kömmt dir wohl so vor.

Unter lasterhafte Handlungen zähle man nicht **Kindereyen**, Unarten, die bey kommenden Jahren gewiß für sich wegfallen. Ich will nicht, daß man sie schlechthin leiden soll, wenn sie der wahren Wahlgezogenheit eines Knaben zuwider sind, oder böse Gewohnheiten veranlassen können. Aber bekümmern oder entrüsten soll man sich deswegen nicht. Hier erst fället mir ein Histörchen von meinem Emil

ein,

ein, das den vorigen Punct einigermassen erläutert. Wir hatten einmal Fremde bey uns, Anverwandte, die in Hofdiensten stunden. Beym Dessert, als die Unterredung lebhaft wurde, verfielen sie darauf, ihre losen Jugendstreiche nach einander zu erzählen. Es waren wohl keine schandbaren Dinge. Doch hätten sie auch unerzählet bleiben können. Des andern Morgens beym Theetrinken hörte ich auf einmal erbärmlich schreyen. Da ich mich umwandte, sah ich, wie mein kleiner Graf die Katze über die Kohlpfanne gehalten hatte, aber eben wieder los ließ. Ich wußte gar nicht, was ich mir bey diesem Anblicke denken sollte. Aber ich konnte kaum das Lachen verbergen, als er mir seine Absicht offenherzig gestund, daß er es gethan hätte, um auch etwas erzählen zu können, wenn er einmal groß würde, wie seine Herren Oncles. – Sie würden ohnedem zu erzählen gehabt haben, wenn sie auch dieß unschuldige Thier nicht gemartert hätten. – Ich konnte nicht umhin, beym folgenden Dessert diese Begebenheit gleichfalls zu erzählen. Der Ton, mit dem

den ich es that, gefiel, wie mir deuchte, niemanden, als dem alten Grafen und der Madame H * * *.

Auch legte Emilen Proben ab, von der Richtigkeit des: Iram colligit ac ponit temere. Seine um zwey Jahre ältere Schwester hatte einen durchdringenden Verstand und Einnehmlichkeit, der man nicht widerstehen konnte so bald sie nur wollte. Aber sie war geneigt, das Lächerliche an der Person oder den Handlungen derienigen, mit denen sie vertraut umgieng, anzugreifen, um sie ein wenig in Verlegenheit zu setzen. Dieß konnte nun ihr Bruder, dem es am öftesten widerfuhr, nicht leiden. Denn er war äusserst empfindlich, wenn er sich beleidiget glaubte, ohne es verdienet zu haben. So wie er eiligst um Vergebung bat, und aufrichtig, wann er iemanden glaubte beleidiget zu haben. Spott war ihm die empfindlichste Beleidigung. Also gab es oft kleine Streitigkeiten, wo ich Schiedsrichter seyn mußte. Die Gräfin gab allemal willig nach. Und da sie noch einige

Jahre älter ward, änderte sie ihren Character hierinne völlig, und befließ sich vielmehr, iedermann durch geschickte Vermittelung aus der Verlegenheit zu helfen, in die einen etwa seine Unvorsichtigkeit, oder sonst etwas gesetzet hatte.

Mit dem Bedienten gab es auch manchmal eine Dispute. Es war ein alter Kerl, der dem Hause lange getreu gedienet hatte, und sich daher berechtiget glaubte, seinem iungen Herrn nicht einzugestehn, daß er etwas versehen könnte; und ihm bisweilen, ohne viele Vorsichtigkeit durch den Sinn zu fahren. Ich mußte selbst ganz gelinde zu Werke gehen, um den ehrlichen Mann von seinen Verschuldigungen zu überführen. Dieß that ich ins geheim. Emilen ermahnte ich durch Vorstellungen, dabey ich ihm, so viel billig war, Recht ließ, zur Gedult und Nachsicht gegen einen Mann, der ihm von Kindheit auf viele Liebe erwiesen. Diese Neigungen zu üben, war mir eber ein solcher Bedienter zu gut, als daß ich um einen andern hätte bitten sollen.

Zehn=

Zehntes Capitel.

Einige Anmerkungen über den ersten Unterricht in den schönen Wissenschaften.

Jetzo würde ich, wenn es nöthig gewesen wäre, das Studieren durch Gesetze anbefohlen haben; wiewol ungerne, und nicht ohne Nachtheil des guten Erfolges. Aber Emil war schon daran gewöhnet, durch meine unvermerkte Anleitung. Und ich befließ mich, ihm das Studieren immer angenehmer und schmackhafter zu machen. Unterdessen konnte ich die Sache ernstlicher angreifen. Ich führte ietzo ordentliche Lehrbücher für iede Unterweisungsstunde ein. Die Neuigkeit dieser Veränderung selbst hatte etwas Angenehmes für den Eleve. Und ich hütete mich eben sowohl als vorher, diesen vortheilhaften Eindruck durch unzeitigen Zwang zu verderben.

Emil fand in den Compendien der Historie und Geographie, mit einem gewissen verwunderungsvollen Vergnügen dieienigen Stücke, die er bisher aus seinen Lehrbüchern und Unterre-

terredungen mit mir einzeln sich bekannt gemachet hatte. Er fand sie in Verbindung mit andern, die ihm noch unbekannt waren; und er machte sich auch diese mit gröster Begierde bekannt. Das Vorzimmer, wo wir schliefen, und immer ab und zu giengen, wurde mit Landcharten und historischen Tabellen, mit Abbildungen merkwürdiger Personen, Oerter und Begebenheiten tapezirt. Somit lebte Emil recht in der Geschichte.

Die grosse Begierde zur Historie, hinderte mich anfänglich, das Latein mit ihm vorzunehmen, wie ich es schon Willens war. Denn ich hielte nicht für rathsam, mit dieser verdrießlichen Unterweisung den Anfang zu machen, ehe sein Hang zu iener angenehmern etwas befriediget wäre. Aber eben dieselbe wurde mir bald darauf ein Mittel, die Erlernung der lateinischen Sprache glücklich zu unternehmen.

Emil wollte immer mehr wissen, mehr als in seinen Compendien stund. Ich brachte mit Fleiß lateinische Originale herbey, um aus

denselbigen ihm zu erzählen. Und dies gab mir dann Gelegenheit, ihm ietzo den wahren Bewegungsgrund zu erklären, warum man die lateinische Sprache lernete. Diese und andere vortrefliche Dinge, sagte ich, sind in Büchern enthalten, welche in einer Sprache abgefasset sind, die Sie noch nicht verstehen. In der Lateinischen; welche zwar viel ähnliches mit der Französischen hat, aber doch beynahe mehr Mühe verursachet, als iene. Aber das Vergnügen, welches die vortreflichen lateinischen Schriftsteller gewähren, belohnet diese Mühe reichlich. Wer daher das Verlangen hat, etwas rechtschaffenes zu lernen; und sonderlich in dem merkwürdigsten und angenehmsten Theile der Geschichte sich recht umzusehen, wie sie, mein Lieber, der kann dieser Sprache nicht entbehren. Diese Gründe waren so beschaffen, daß sie Emil begreifen konnte. Und wenn er sie auch nicht begriffen hätte; so hatte er doch keine Ursache, in meine Versicherung einiges Mißtrauen zu setzen, oder eine üble Zumuthung von mir zu erwarten. Der Anfang wurde also mit dieser todten, aber einem Ge-

lehrten unentbehrlichen Sprache gemacht, da Emil bereits sein zehntes Jahr zurück geleget hatte.

Ich werde mich nicht dabey aufhalten, die Methode zu zergliedern, die ich bey dieser Unterweisung gebrauchte. Ich bin von dem gemeinen, mir und andern sehr wohl bekannten Verfahren der Schulen nur darinn abgegangen, daß ich Emilen weniger mit dem Wörterlernen beschwert und aufgehalten habe, und mehr mit ihm zu den Originalen der alten lateinischen Schriftsteller geeilet bin. Statt des beschwerlichen Wörterlernens, nahm ich, so bald er nur das Decliniren, Coniungiren, einiges von der Construction und etliche hundert Wörter, dann etwa den vierten Theil so viel Redensarten, meist aus mündlichem Unterricht erlernet hatte, ausser dem angehenden Lateiner, der ein beständiges Handbuch blieb, alsbald dieienigen Bücher vor, in denen die Geschichten, die er meist schon wußte, vorkamen. Da konnte die Begierde, sie verstehen zu lernen nicht fehlen. Es waren solches die lateinischen biblische Historien,

die

die Historiae selectae und der Cornelius Nepos *). Das andere, was ich that, war, daß ich sehr langsam gieng. Oefters mündlich übersetzen, niederschreiben, das Niedergeschriebene wieder in die Grundsprache übersetzen, Fragen mit den Worten des Textes beantworten, allein erzählen, erzählen helfen, ohne Buch aufschreiben, die schweren Wörter, die besten Redensarten, die leichtesten Beyspiele für die vornehmsten Regeln der Syntaxe auszeichnen — — alles dieses wechselte bey iedem Stücke eines vorgenommenen Buches, wo wir inne halten konnten, unaufhörlich mit einander ab. Ja, wie macht mans aber, daß der Eleve nicht verdrüßlich darüber wird, und dieß alles gerne thut? — — Wie man dieß macht: Man bedienet sich der Umstände auf eine geschickte Weise, man wird nicht gleich ungeduldig, wenn nicht alles sofort nach Wunsch und

*) Ich will wegen der Wahl der Lehrbücher andern hiemit keine Vorschläge thun. Aber gewiß ist es, daß ich aus mehr als einer Erfahrung, den guten Gebrauch, der sich von diesen machen lässet, kenne. Bücher, die damals noch nicht vorhanden waren, konnte ich ohnedem nicht wählen.

Willen geht, und vor allen Dingen – – – man arbeitet selbst mit, und wird nicht zuerst läßig. Langsam muß man beym Lesen der alten Schriftsteller gehen. Ausserdem wird weder die Sprache gründlich erlernet, noch sonst der Nutzen von dem Buche geschöpft, den man zur Bildung des Geschmackes, zur Schärfung des Verstandes, zur Bildung des Herzens, daraus nehmen konnte. Wenn man allzu begierig bey der Unterweisung von Autor zu Autor forteilet: so hat der Lehrling gelesen, wie viele reisen. Er hat vieles gesehen und wenig gelernet. Zwey volle Jahre mußte Emil beym Cornelius und den Historiis selectis beschriebener massen zugebracht haben; ehe ich anfieng zur Abwechslung bisweilen einen Brief aus dem Plinius, eine Fabel aus dem Phäder, eine Ode aus dem Horaz, oder eine Ekloge aus dem Virgil vorzulegen. Und diese mußte er auswendig gelernet haben, ehe was neues vorkam; im buchstäblichen Verstande auswendig gelernet haben. Er brauchte keines Zwanges. Denn ich lernte mit, was ich nicht schon von meiner Jugend her noch

wußte,

wußte, und wir hatten öfters die Ehre unsere Lection herzusagen. Dieß war der liebste Zeitvertreib des würdigen Herrn, dem ich diente. Ein anderesmal wollte die Mama, die Schwester, oder sonst iemand, die Geschichte, die Fabel, den Brief wissen, und alle verstunden dabey die Kunst der Aufmunterung.

Diese Muster waren lange die einzigen Regeln, nach denen ich meinen Lehrling bildete. Unsere Unterredungen über das Gelesene, welche nie ausblieben, waren Unterredungen. Ein unverständiger Zuhörer hätte nicht gewußt, wer von uns beyden den andern unterrichten wollte. Ich konnte mit meiner Gelehrsamkeit warten, bis die Zeit käme, davon Gebrauch zu machen. Dieß können nicht alle Lehrer. Manche meinen, es muß bey der ersten Gelegenheit gleich alles gesaget werden, was sich sagen lässet, und was sie wissen. Ist dieß allezeit eine Folge des Vielwissens? Ich denke noch mehr der Unwissenheit. Emil schien mir den Schriftsteller zu erklären. Anmerkungen oder Fragen mußten mich zum Re-

den auffordern. Oder wenn ich selbst etwas that; so war es weiter nichts, als daß ich eine vortrefliche Stelle mit dem Gefühle, das sie in mir erregte, noch einmal, noch zweymal las. Besonders diejenigen Stellen, woraus mein Liebling lernen konnte:

— patriae quid debeat et quid amicis,
Quo ſit amore parens, quo frater amandus et hoſpes.

Setzte ich ja ein ausdrückliches Lob, eine Anpreisung des Schönen, des Erhabenen, des Nachahmungswürdigen dazu: so waren es zwey Worte. Ein Mann, von dem ich noch immer vieles lerne, sagte mir beständig ins Ohr:

Quidquid praecipies, eſto breuis, vt cito dicta
Percipiant animi dociles, teneantque fideles.

An Vergleichungen der Alten mit den Neuern dachte ich um so viel weniger, da ich, verführt durch meinen ehemaligen Lehrer, und durch meine eigene Erfahrung noch hartnäckiger gemacht, fest entschlossen war, meinen Lehrling vom Lesen der neuern Schrif-

steller, so lange als möglich, zurück zu halten; bis sein Geschmack vorhero recht antik geworden wäre. – – Und also sollte er fremde Sprachen reden lernen, und seine Muttersprache nicht verstehen? – – Ein Kind, das in einem guten Hause erzogen wird, lernet durch die blose Unterredung seine Muttersprache so weit, daß man diejenige Ausbildung ohne Nachtheil verschieben kann, die dem Dichter und Redner, oder überhaupt dem guten Schriftsteller, nöthig ist. Wann erst die Alten gelesen worden sind, dann wird in einem halben Jahre alles reichlich eingebracht werden, was in der neuen Litteratur bisher verabsäumet worden ist. Der Jüngling, der die Alten im Kopfe hat, wird dann auch die Neuern besser verstehen und beurtheilen können, als ein anderer. Denn der Geschmack wird sicherer nach den Alten gebildet, da bey ihnen das Klassische durch die Probe vieler Jahrhunderte schon besser ausgesuchet ist, als bey den Neuern, wo noch Modeglanz und allerhand Vorurtheile blenden. Und endlich ist bey dieser Methode nicht zu befürchten, daß der

Schüler zu den mühsameren Lesen der alten Schriftsteller nicht mehr Lust haben möchte, wenn es zu späte geschehen soll; wie es bey gar vielen von denjenigen gehet, welche zu früh an die leichtere Unterhaltung der Neuern gewöhnet werden. Sie überreden sich dann gar geschwinde, daß es nicht nöthig wäre, die Alten mit vieler Mühe gründlich zu studieren, da man alles, was zur Bildung des Verstandes und Witzes nöthig wäre, bey den Neuern eben so gut und noch besser fände. Ich will meine Meinung niemand aufdringen; aber ich habe mich ietzo, weder durch Gründe des Nachdenkens, noch durch Beyspiele, davon überzeugen können, daß es überhaupt der Gelehrsamkeit, oder dem Genie mehr Vortheil als Schaden bringe, wenn man, wie es ietzo fast die Mode will, so bald der neuen Litteratur sich ergiebt, und so frühe über die Kunst philosophiret, und so viele kritische Schriften liest. Einmal dünket mich diese Gewohnheit zu studieren wäre immer die Epoche gewesen, wo die Meisterstücke aufhöreten, und seichte Gelehrsamkeit und Geschmack am Gesuchten,

Ge-

Gezwungenen, Unnatürlichen, zu herrschen anfieng. Sodann sehe ich, daß dieß das Mittel ist, gelehrt zu scheinen, ohne es zu seyn. Und so viele kritische Schwäzer, vor denen man in keiner Gesellschaft mehr sicher ist, bestätigen mich mehr und mehr in diesen Gedanken. Ich meines Orts also hütete mich sorgfältig, diese Neigung zur neuern Litteratur und zum Lesen kritischer Schriften, wozu ohnedem von allen Seiten her so viel Anlaß gegeben wird, durch die Art meines Unterrichtes bey iungen Leuten noch mehr zu stärken. Ich gewöhnte sie, ihre Lust bey den Alten zu finden, ihre Schönheiten recht zu fühlen, ganz einzusaugen. Ich bin darum kein Feind der Neuern. Auch kein Feind der kritischen Vergleichungen. Nur möchte ich der Litteratur und Kritik nicht die wahre Gelehrsamkeit, und noch weniger der frühen Kenntniß in den Werken des Geschmackes die Unschuld der Sitten aufopfern. Mehr will ich nicht sagen. Ich werde ohnedem wohl manchem schon zu viel gesaget haben.

Der

Der Geschmack meines Emils stimmte mit meinem Wunsche aufs schönste überein. Er schenkte den alten Schriftstellern, ie mehr er mit ihnen bekannt wurde, seine Neigung immer mehr und mehr. Er zeigte nicht halb so viel Begierde für einen französischen oder deutschen Schriftsteller, der ihm unter die Hand kam, als für seinen Nepos, Horaz und Virgil. Ich will glauben, daß ihn mein Beyspiel dazu verführte. Ich habe es aber doch auch an mehrern gesehen. Und einstweilen, bis man mich des Irrthums überführet, glaube ich, daß die Alten die Kunst zu unterhalten, und das Gefällige der unverstellten Natur besser besitzen, als die Neuern größtentheils. Vielleicht trägt die Bemerkung, daß die Alten die Quellen sind, auch etwas dazu bey, einen offenen Kopf für sie einzunehmen; vielleicht auch selbst die grössere Schwierigkeit, sie verstehen zu lernen. Dieß will ich unentschieden lassen. Aber daß dieienigen es andern meist zuvor thun, die lange bey den Alten verweilet, ehe sie die Neuern eben so fleisig gelesen haben, als iene; dieß läßt sich durch Beyspiele und Gründe bestätigen.

Gleichwie ich übrigens in allen diesen Dingen nur meine Meinung sage, und niemanden Gesetze vorschreiben will: also bitte ich insbesondere, nichts von dem, was ich gesagt habe, so zu deuten, als ob ich der Privatunterweisung einen Vorzug vor den öffentlichen *) Schulen zueignen wollte. Ich bin gänzlich der Meinung, daß sich davon nichts allgemeines sagen lässet. Wenn man freylich immer drey oder vier Lehrlinge, die sich iust zusammen schickten, und zween Lehrer, wie man sie brauchte, haben könnte. —— Dieß ist unterdessen gewiß, Privatunterweisungen erlauben nicht nur, sondern erfordern auch, in einigen Stücken andere Anstalten, als die öffentlichen.

Was

*) Für diese erlaube man mir nur eine einzige Anmerkung. Warum plaget man iunge Leute immer mit Uebersetzung magerer, oft sinnloser, deutscher Bücher, wobey noch diese Unbequemlichkeit ist, daß die lateinische Uebersetzung, wenn sie einmal vorhanden, den Neulingen von den Alten zum Abschreiben verkauft wird? Warum wählet sich nicht der Lehrer selbst ein Stück aus der natürlichen Geschichte, aus der Sittenlehre, aus der Antiquität, und giebt seinem Schüler eine angenehmere und doppelt nützliche Arbeit?

Was das Christenthum anlangt: so mußte Emil ietzo die Ordnung des Heils in ihrem Zusammenhange lernen; dießfalls nicht nur die Beweissprüche aus der heiligen Schrift sich bekannt machen; sondern auch ganze Bücher derselben mit mir durchlesen. Wir unterredeten uns darüber, damit ich ihm weitere Erklärung geben konnte. Aber gleichwie er die Schwierigkeiten, die die Gelehrten mühsam aufsuchen, übersah; also bemerkte er leicht dieienigen Glaubenslehren, wodurch Verstand und Willen christlich gebessert werden.

Ich will es gerne geschehen lassen, wenn ich den Beyfall und die grössere Achtung einiger Leser dadurch verliere, daß ich so oft auf dieses altmodische Stück der Erziehung komme. Wenn ich die Absicht gehabt hätte, mit dieser Erziehungsgeschichte Aufsehen zu machen: so würde ich vielleicht in manchen Stücken anders zu Werke gegangen seyn. So würde ich etwa von der Unterweisung in der christlichen Religion stille geschwiegen, wenigstens kaltsinniger davon geredet, oder nur über-

überhaupt von Religion und Menschenliebe gesprochen haben. Aber ich bin von der Nothwendigkeit einer Religion überzeugt, die höher ist, denn alle Vernunft. Und ich habe nach freyer und fleisiger Prüfung, keine gefunden, durch welche die Absichten, die vernünftigen Wesen eine Religion nothwendig machen, besser erhalten werden könnten, als durch die christliche.

Sie allein bleibt bey gehöriger Untersuchung dem Verstande groß, und ehrwürdig: Sie allein beruhiget das Herz. Sie allein gewähret allgenugsame Bewegungsgründe zum Guten, und Kräfte, den Menschen zu einer reinern und edlern Tugend zu erhöhen, als diejenige ist, die das Licht der Natur wirken kann. Aber es ist hier noch nicht der Ort, mein Glaubensbekenntniß abzulegen.

Ich machte nun auch den Anfang mit der Mathematik. Die nöthigsten Aufgaben aus der Arithmetik und die leichtesten aus der Geometrie wurden zuerst vorgenommen. So viel es sich thun ließ, führte ich meinen Eleve

ve auf die Gründe der Auflösungen. Ich fragte ihn um selbige, und setzte ihn meist in den Stand, sie selbst zu errathen. Dann ließ ich ihn den Beweis wiederholen; bey Gelegenheit, noch einmal. Bey einer andern Gelegenheit lernten wir eine neue Anwendung machen, eine neue Folge ziehen. So übte ich den Verstand. Ach der Thorheit! Ja hier muß ich hart reden – – der Thorheit, daß man Knaben oder Jünglinge, die noch nicht aus ihrer Erfahrung wissen, was denken heißt, die Kunst zu denken, nach der Logik lehren will; und noch dazu, wie sie insgemein ist, nach einer ontologisch barbarischen Logik! Wenn es mir doch niemand glaubte, daß ich Hofmeister gefunden habe, die Lehrlinge, wie ich sie beschrieben, Daries Logik haben exponiren und auswendig lernen lassen! Philosophie zu allerletzt. Sammlet erst Fragmente bey den Männern, die mit dem Geiste der Philosophie geschrieben haben. Erweitert erst seine historische Erkenntniß, ehe ihr mit ihm das Allgemeine in den einzelnen Dingen und Fällen aufsuchen wollet! Und bey der Philosophie,

sophie, die philosophische Logik nicht voran! Machet ihn erst mit den Empfindungen und innern Erfahrungen mehr bekannt, ehe ihr sie ihm scientifisch erklären wollet! Lasset ihn erst seine Seelenkräfte recht entwickeln, lange üben, genau kennen; ehe ihr ihn in die Wissenschaft vom Denken führet!

Da ich thun konnte, was ich wollte: setzte ich das Ziel der Philosophie weit hinaus, dachte an die Wissenschaft der Logik am allerwenigsten, lehrte meinen Emil Historie aus den Quellen, und übte seinen Verstand durch Mathematik. Langsam auch dieses da! Es dünkte mich sehr viel, mit dem vierzehnten Jahre das Ende der Geometrie zum erstenmal erreicht zu haben, und noch war in der Stereometrie sehr wenig bewiesen worden.

Was ich vermuthe, daß ein ieder meiner Leser, für sich selbsten wird hinzu denken können, das übergehe ich. Ich halte daher fast für unnöthig, zu erinnern, theils daß Musik und Zeichnen fortgesetzet wurden, theils daß

 letz-

letzteres die Geometrie leichter und angenehmer machte.

Unterdessen gieng weder das Vergnügen der kostbaren Jahre der Jugend, noch die Sorge für den Körper, über dem Studieren verlohren. Zwar wurde es nicht mehr so leicht, und so oft unterbrochen, als vorher. Doch geschah dieß, so oft es die Billigkeit erforderte; und dann ohne viele Umstände eines gewissen verdrießlichen Ceremoniels, das manche Lehrer dabey zu beobachten pflegen. Die Eintheilung und Abwechselung der Geschäffte kann auch vieles beytragen, sie weniger beschwerlich zu machen. Wenn die Leibesübungen mit den Uebungen des Nachdenkens, und überhaupt das Leichtere mit dem Schwereren immer abwechselt: so kann man mehr thun, als manchem möglich scheinen möchte *). Zu dem fanden wir gar nicht nöthig, beym Studieren im-

*) Ich weiß kein besseres Beyspiel davon anzuführen, als das Leben des Durchlauchtigsten Prinz Heinrichs von Braunschweig, wovon nach des jungen Helden Tod, Herr Jerusalem die Beschreibung heraus gegeben hat.

immer in der Stube zu sitzen, sondern wir sassen, stunden, giengen in den Garten, in der Bibliothek, oder in der Stube herum, wie es sich schickete. Warum sollten wir diesen Vortheil den alten Philosophen allein überlassen?

Eilftes Capitel.

Emils erste Reise.

Emil, der das dreyzehnte Jahr vollendet hatte, trat ietzo mit mir eine kleine Reise an, von der ich eines und das andere zu sagen habe. Ich hielt für dienlich, ihm neue Aussichten in die Welt zu verschaffen. Denn ob wir gleich in unserem Hause öfters Fremde sahen, und das, was man die grosse Welt nennt, gewissermassen im Kleinen hatten: so war doch immer eine gewisse Einförmigkeit da, und nicht vieles, das einen Eindruck auf meinen Eleven hätte machen können. Sonderlich fehlte ihm ein Vergnügen, dessen Verlust er, wie es schien, zu fühlen anfieng. Und in der That ein zu wichtiger Verlust für diese Jahre, des Umganges mit seines Gleichen entbehren zu müssen.

Wir wurden eben auf das freundschaftlichste zu einem Anverwandten eingeladen, der zween Söhne hatte, davon der eine gleiches Alters mit meinem Eleve, der andere aber iünger war. Also begaben wir uns auf einige Wochen zu dem Baron von O* nach S. einem sehr angenehmen Landgute nicht weit von C. Diese Reise von anderthalb Tagen war die vergnügteste, die ich in meinem Leben gethan habe. Die Lebhaftigkeit meines Eleven verschaffete mir beständig den angenehmsten Zeitvertreib. Aufmerksam auf alles, was ihm vorkam, stellte er bald eine Vergleichung an, indem er sich an etwas Aehnliches, so er gesehen, oder gelesen, erinnerte; bald fand er etwas zu fragen. Wir machten bisweilen ein Stück Weges zu Fuß, um uns freyer umsehen zu können. Dieß thaten wir nachmals auf unseren Reisen gar oft. Das heißt auch wirklich nicht Länder besehen, wenn man in einen Wagen eingesperrt, durch die schönsten Gegenden durchrennet, und nur Städte sich bekannt macht.

Ich hatte durch Beschreibungen von den Barons nicht die vortheilhafteste Idee bekommen; und stund daher eine Zeitlang an, ob wir uns in ihre Gesellschaft wagen sollten. Aber einmal mußte nun doch der Anfang gemachet werden, zu allerhand Characteren sich zu nahen. Und in der That fand ich sie besser, als meine Erwartung von ihnen war. Die Bekanntschaft der Junker ward gar bald gemacht. Während, daß mich der alte Baron mit den gewöhnlichen Complimenten unterhielt, wurden iene vertraut. Und in der ersten Stunde waren die Gärten besehen, die Bücher gemustert, und die Flinten vorgewiesen. Dabey wurde denn die Geschichte mancher Jagd mit iunger Helden Beredsamkeit erzählet, und mit dem ietzigen Zustande der Revier geschlossen. Mein Graf konnte endlich diese Unterredung mit aushalten, doch nahm sie ihn weniger ein, als die Barons.

Ich und L. der Hofmeister vom Hause, wurden gleichfalls in kurzer Zeit vertraut mit einander. Eine gewisse gutherzige Lebhaftig-

keit, welcher sein aufmerksamer Verstand kaum im Stande war allemal genugsamen Einhalt zu thun, machte die Hauptbestimmung seines Characters aus. Seine guten Grundsätze, die er sehr richtig dachte, und die oft der Gegenstand unserer freundschaftlichen Gespräche waren, wurden bisweilen in der Hitze des Affectes vergessen. Sonderlich vergaß er sich sehr leicht in dem Uebermaaße der Fröhlichkeit. Er ließ dann bisweilen Schwachheiten blicken, die er sonst zu verbergen bemüht war; weil er glaubte, daß sie seinem Ansehen nachtheilig seyn könnten. Er nahm seine Fehler leicht gewahr, und er sann beständig und ernstlich auf ihre Verbesserung. In der That war er sich fast ein zu strenger Richter.

Mich dünket, es ist das auch ein Fehler, wenn man zu vollkommen seyn will; oder um mich genauer auszudrücken, wenn man beym Eintritt in irgend eine Stelle den Anfang zu gut machet, mit allzu vieler Weisheit eintritt. Man kann sich nicht bey diesem übernatürlichen Character erhalten; man

läßt Aengstlichkeiten und Schaam merken, wenn man irgend einmal dagegen handelt. So bekommen dann erst verzeihliche Kleinigkeiten, menschliche Schwachheiten, die man nicht würde geachtet haben, das Ansehen erheblicher Fehler. Man giebt auch andern das Recht, einen strenger zu beurtheilen, wenn man ihnen allzuviele Erwartung von sich gemachet hat. Ich habe diese Anmerkung öfters als einmal, unter allerley Umständen, richtig befunden.

Das Schwankende in dem Character des L. fiel selbst dem jüngern Baron in die Augen; machte ihn aufmerksamer auf seinen Hofmeister, und gab ihm Anlaß, sich mit ihm zu vergleichen. Siehe so waren es zween schwache Sterbliche, die beyde nicht thaten, was sie sollten.

L. war der vierte Hofmeister, den die Barons hatten. Sie waren ihm also in der Erfahrung überlegen. Ueber dieß soll derjenige unter seinen drey Vorgängern der brauchbarste gewesen seyn, der, wie man mir erzählte, mit seinen Eleven ins Wirthshaus des

Rittersitzes zum Kartenspiele gieng. Woraus abzunehmen, daß sich die Junker keine gar grosse Idee von einem Hofmeister mochten eingepräget haben. Sonst hatten sie keine **böse Gemüther**, in der Bedeutung, in welcher man diese Redensart insgemein gebrauchet. Ich weiß aber in der That nicht, ob man den Worten noch genug Bedeutung läßt, wenn man von einem Knaben, der seine vorgeschriebene Pflichten sehr oft muthwillig verletzet, mit der Reue spielet, und durch die verdienten Strafen gar nicht gebessert wird, noch saget, daß er kein böses Herz habe. Wenn man durch sinnliche Reitzungen leicht zum Guten zu bewegen ist: alsdann hat man ein **gutes Herz**. Dieß ist noch nicht die Tugend, die eine Frucht der ernsten Weisheit ist. Aber es ist der Acker, auf welchem der Saamen der Tugend am leichtesten einschlägt. Es ist die Tugend des iungen lachenden Weisen, die oft Fehler gebiehrt, nie einen ernähret, nie die dritte Bestrafung verdienet.

Wir gebrauchten die Tage, welche dem Vergnügen gewiedmet seyn sollten, ihrer Absicht

sicht gemäß. Nur des Vormittags studierten wir; aber gar nicht nach Plan und Stundenmaas. Es war zufällig gewählte Lectüre, Unterredung, Wiederholung. Dabey war ich der Baronen, und L. des Grafen Lehrer. Des Nachmittags waren wir auf dem Felde, im Walde, in den Gärten. Wenige Tage, wo ungestümmes Wetter uns zu Hause zu bleiben hieß, brachten wir mit Spielen zu, die dem Körper Bewegung und dem Geiste Aufmunterung verschafften. Ich denke, ich habe es schon öfter als einmal gesagt, daß auch hier die Unzertrennlichen sich nicht trennen dürfen. Dem L. kam dieses etwas fremde vor; und er stellte sich in der That ungeschickt an zum Spielen. Desto mehr that ich mich dabey hervor; zur grossen Zufriedenheit meines Emils, der mit dem halbernsthaften Anstande eines vierzehniährigen Weisen; Veranstalter der Spiele war. Da ich um zehn Jahre älter war, als Herr L. so entschloß dieser sich nun wohl, es mir nachzumachen. Aber er war wieder ausser seinem einmal angenommenen Character; welches iedoch hier noch am wenigsten anstössig ward.

Aber die Lust war vollkommener, wenn wir ins freye Feld gehen konnten. Die Gegend um S * ist so schön, als ich ie eine gesehen habe. Das Schloß liegt am Fusse eines Berges, noch etwas über der Ebene erhöhet, die sich allmälig ausbreitet, und in einer Entfernung von acht bis neun Stunden, von einem zusammenhangenden Gebirge, aus welchem zween Berge wie Hörner hervorragen, in Gestalt eines halben Cirkels begränzet wird. Wenn man die Anhöhe, an welcher das Schloß lieget, gar hinauf gestiegen ist; so kann man beynahe hundert verschiedene Wohnplätze zählen, die im Flachfelde oder am Gebirge liegen, Mühlen, einzelne Höfe, Klöster, Städte und Dörfer. Der Boden ist fruchtbar. Die Wälder zeigen die angenehmste Mannigfaltigkeit an Farben und Blättern der Bäume. Sie enthalten Vögel und Wildpret in Menge. Und hier und da finden sich fischreiche Teiche und Seen vom Gehölze eingeschlossen. Man wird mir dieß Gemählde, das eben nicht nöthig gewesen wäre, aus Gefälligkeit zu gute halten, als eine Folge des Vergnü-

gnügens, so mir diese Gegenden ehemals verursacheten. Die Erinnerung an das Vergangene ist öfters die gröste Glückseligkeit späterer Jahre. – Wie könnte ich dich im Gedränge eines mühseligen Glückes vergessen, du fruchtbares Thal zwischen einsamen Wäldern dem stillen W. See gegen über? Wo ich glückliche Stunden ruhig genossen, wo ich empfindungsvoll und ganz zufrieden, so oft ausgeruffen habe:

Cur valle permutem Sabina
Diuitias operosiores!

Aber solche Empfindungen sind auch nur für gewisse Jahre. Es folget die Zeit, da man weniger an der Empfindung kleben darf, um destomehr hinzusehen auf das Ziel des Lebens, und auf den Zweck der verliehenen Kräfte. Wenn der Jüngling sich zu leben die Erlaubniß hatte: so hat er nur desto mehr Pflicht, als Mann für die Welt zu leben. Jetzo ist nicht mehr die Zeit des Genusses. Sie fleucht hinter ihm, Kindern und Enkeln entgegen. Noch nicht die Zeit der Ruhe.

Sie

Sie erwartet ihn am Ende der Laufbahn. Glückseliger Mann, wenn dir dein Blick ins Vergangene nur sanfte Rührungen zurück bringet, und der Blick in die Zukunft grosse Entschliessungen!

Während daß unsere Lieblinge die schönsten Plätze auskundschafteten, oder aufs Wild lauerten, oder einander mit Geschichten unterhielten; überliessen wir uns den Betrachtungen über die Gegenstände, die unseren Herzen die nächsten waren. Der Schöpfer und unser unsterblicher Geist, das Mittel zum besten Genusse der flüchtigen Lebensstunden, die Erziehunskunst, die Freundschaft, hier und da eine kurze Anmerkung für die Wissenschaft – dieß waren die Gedanken, auf welche uns die Empfindung hinführte, von denen wir mit neuen Empfindungen zurücke kehreten. L. besaß vortrefliche Einsichten. Ich hörte insbesondere seinen moralischen Discursen mit Vergnügen zu, wo gute Theorie und aufrichtige Bekenntnisse und eine gewisse Begeisterung fast immer beysammen waren.

Er sprach sich nicht von aller Schuld in Ansehung der Fehler seiner Eleven frey. Aber

er

er hatte auch gegründete Ursachen, sich den geringsten Theil davon zuzuschreiben. Ich habe schon gesaget, daß er drey Vorgänger gehabt, und wie sie ohngefehr beschaffen seyn mochten. Dazu kam noch, daß die Mutter der Barons nicht mehr lebte, und das ganze Hauswesen unter der Aufsicht einer Tante stund, die es mit den heranwachsenden Vettern nicht gerne verderben wollte. Der alte Baron war ein wackerer Mann. Er hatte seine besten Jahre in Kriegsdiensten zugebracht, und lebte ietzo als Obrister auf seinen Gütern, um der Ruhe zu geniessen. Er meinte, es gäbe sich mit iungen Leuten nie recht, bis sie sich in der Welt ein wenig versucht hätten. Uebrigens hätte er sichs nicht verdriessen lassen, wenn der Hofmeister manchmal militarisch mit seinen Söhnen verfahren wäre. Er erzählte auch selbst ohne Bedenken die harten Strafen, die seine Hofmeister wider ihn gebraucht hatten. Sie waren scharf mit ihm umgegangen; aber dafür hätte er ihnen es auch zu danken, daß er sich ietzo die Zeit vertreiben könnte. – – So ermahnte er seine Söhne

und so unterstützte er den Hofmeister. Im Grunde aber nahm er nie genug Antheil an der Erziehung, und er ließ sich zu geschwinde von seiner Schwester beruhigen, wenn ihn etwa der Hofmeister hatte aufmerksamer machen wollen. Die Jahre, in denen der Grund geleget werden muß, waren versäumet; die Bemühungen des redlichen L. waren nicht fruchtlos, aber sie erreichten nicht mehr die gewünschte Absicht.

Zwölftes Capitel.

Züge, zu dem Bilde eines vollkommenen Hofmeisters nach den Maximen des Herrn L * * *.

Es liesse sich eine lesenswürdige Abhandlung schreiben über Modescherze, deren Grund Unwissenheit und Vorurtheil ist. Einige derselben sind von Kunstrichtern bey Gelegenheit schon bemerket und gerüget worden. Die Geschichte, die ich itzo erzählen will, führet mich auch auf einen solchen Punct. Wie viele Ausfälle thut nicht der alltägliche Witz immer

auf die Dorfpfarrer? Man stellet sie als Beyspiele der Unwissenheit und der lächerlichsten Sitten auf? Ich will es gelten lassen, daß dieser Stand Subiecte von der Art aufweiset. Aber andere Stände von diesem Range weniger? – – Wenigstens sollte man nicht so allgemeine Aussprüche wagen, wie bisweilen geschieht, und der Ausnahmen nicht so gar vergessen, die diesem Stande auch von der Seite eine gewisse Würde geben. Die wenigsten von denen, die mit Verachtung von den Landgeistlichen reden, haben sich die Mühe gegeben, genauere Kundschaft von ihnen einzuziehen, und Prüfungen anzustellen. Viele wären vielleicht auch nicht im Stande, es zu thun. Gewiß, man trift unter ihnen Männer an, die glänzenderen Stellen Ehre machen könnten, und denen ihr niedriger Stand zum Verdienste gereichet. In der Nachbarschaft von S**, in einem sehr mäßigen Bezirke, habe ich zween solche Männer kennen lernen, wovon die Verknüpfung sonderbarer Umstände den einen aus der Welt, und den andern vom akademischen Lehrstule, unter die

Bauern versetzet hat. Herr O** besitzet in den morgenländischen Sprachen, die er etliche Jahre auf einer Universität gelehret hat, eine nicht gemeine Geschicklichkeit, und er vermehret noch immer den Vorrath seiner Bücher mit einer Wahl, die alleine für seine Einsichten ein gutes Vorurtheil erwecken kann. Weil er auf der Akademie keine baldige Beförderung zu hoffen, und lange zu warten nicht Vermögens genug hatte: so nahm er die Pfarre in seinem Geburtsorte an, und er scheinet mit seinem Amte zufrieden. Herr E** ist lange Zeit Hofmeister gewesen, und eine Dorfpfarre ist freilich weder für seine Gemüthsbeschaffenheit, noch für seine Talente, eine angemessene Stelle. Ich muß einen Theil seiner Geschichte erzählen, zur Erläuterung eines und des andern Artikels aus der Theorie, die ich bearbeite. Die Neigung, die Welt zu sehen, war sein Beruf zum Hofmeisterleben. Sein lebhafter Geist ließ ihn nicht lange auf eine Gelegenheit warten. Er gieng auf gut Glück aus. Fast ohne alle bestimmte Hoffnung, und mit einer sehr geringen Kasse versehen,

sehen, gieng er aus dem mittägigen Theile von Deutschland in ein nordisches Reich. Er erreichte seine Absicht stufenweise, und fand endlich in Koppenhagen eine Stelle, die mit seinem Wunsche übereinkam. Er hatte noch nicht Lust, sie aufzugeben, als seine Anverwandten in * * bey einer anscheinenden Hoffnung einer für ihn schicklichen Beförderung in seinem Vaterlande, ihn durch ungestümmes Anhalten nöthigten, dahin zurück zu kehren. Er würde das Amt, zu dem man ihm Hoffnung gemacht hatte, auch bekommen haben, wenn nicht einer der vornehmsten Ministers am Hofe eben einen Hofmeister gebraucht hätte. Dieser hinderte seine Beförderung und konnte es hernach leichte dahin bringen, daß E* in seine Dienste trat. Man hat aber nach der Erzählung des Herrn E*, in dieser Stadt fast durchgängig einen sehr sonderbaren Begriff von einem Hofmeister. Hofmeister scheinet da so viel zu bedeuten, als Mamsell der jungen Herren, und er stehet insgemein unter der eigentlichen Mamsell, oder unter dem sogenannten Kammerdiener, je nachdem der Herr

oder die Dame vom Haus am meisten zu sagen hat. Wenigstens kommt es hauptsächlich auf die Mamsell oder den Kammerdiener an, wie die Herrschaft gegen den Hofmeister gesinnet seyn soll. Die Besoldungen sind sehr gering. Aber die Hoffnung einer Pfarre oder sonst eines Amtes, das, nach fünf bis sechs Jahren, auf diese Weise am leichtesten zu bekommen ist, beweget dem ohngeachtet die besten Candidaten in solche Hofmeisterstellen einzutreten. Die Barons von L**, über welche E* die Aufsicht bekam, hatten schon vor ihm zween, einander sehr ungleiche, Mentors gehabt. Der erste war ein redlicher und geschickter Mann, welcher das Anstößige und Beschwerliche seiner Situation mit Gedult ertrug, die Vorschriften der gnädigen Frau, so viel möglich, mit seinem Plane vereinigte, und in der Wissenschaft es mit seinen Eleven so weit brachte, daß man sie als Muster aufstellte. Als die bedungenen Jahre seines Dienstes, und noch eines darüber, verstrichen waren, bekam er eine gute Predigerstelle. Jedermann, der es gut mit den jungen Herren meinte, hätte es

gerne gesehen, wenn ihnen dieser Hofmeister länger geblieben wäre. Und er würde geblieben seyn, wenn man ihm sein Salarium verdoppelt hätte. Allein dieß wäre wider alle Gewohnheit, und ein böses Beyspiel gewesen. Man ließ ihn also fort, und besetzte seine Stelle mit einem iungen Menschen, der eben erst von der Universität gekommen war, und dessen Vater, ein ehrwürdiger Mann, den gnädigen Herrn selbst unterthänigst um die hohe Gnade bat, seinem Sohne dieß Stückchen Brod allermildest zufliesen zu lassen. Es geschah, und damit war alles verdorben, was der vorige Hofmeister Gutes gestiftet hatte. Der iunge Mann, noch höflicher, als sein Vater, wußte nicht wie er den iungen gnädigen Herren submiß genug begegnen sollte, dachte hauptsächlich darauf, wie er durch immer neue Erfindungen von Zeitvertreib sich ihnen beliebt machte, erzählte in der Absicht allerhand erbauliche Stückchen von seinen Universitätsiahren, wiederhohlte auch gelegenheitlich eines und das andere mit seinen Universitätsbrüdern, kurz, machte es so gut, daß

er nach sechs Wochen freilich aus dem Hause geiaget wurde. Aber damit war dem Unheile nicht abgeholfen. Ich erzähle diese Geschichte, wie ich sie vom Herrn E* gehöret habe; und sie hat für mich gar nichts unglaubliches, da ich ein Augenzeuge von ähnlichen Fällen gewesen bin, bey denen gesunder Menschenverstand eben so stutzig werden mußte. In diesem Hause also, und bey diesen iungen Herren, und nach solchen Vorfahrern, wurde der Mann Hofmeister, der die Welt auch ausser dem Vaterlande gesehen, Feuer hatte, und sich zu schätzen wußte. Und doch – dieß muß denen, die es verstehen, noch unglaublicher vorkommen, als das vorige – und doch hielt er anderthalb Jahre aus! Und, was noch unglaublicher ist, er bekam hundert Gulden zur Besoldung, und die Mamsell durfte ihm nichts einreden, und der Kammerdiener mußte ihm höflich begegnen. Aber desto mehr innerliche Gährung und Unzufriedenheit auf allen Seiten. – Ein Edelmann, der Verdienste zu schätzen wußte, ohne sie nach Wunsch belohnen zu können, erlösete endlich den schon

halb misanthropisch gewordenen E * aus dieser zweydeutigen Lebensart, und gab ihm, weil er nichts schicklichers geben konnte, eine Pfarre, die ihn ruhig und bequem leben lässet. Hier schenket er noch immer aus Neigung einen Theil seiner müßigen Stunden den schönen Künsten und Wissenschaften, in denen er vormals aus Beruf arbeitete; und einen andern Theil verwendet er auf das Studium der natürlichen Geschichte. Er sammlet die merkwürdigen Naturalien seiner Gegend, und verschicket davon das Ueberflüßige an auswärtige Bekannte, die ihn mit den Producten ihrer Landschaften bezahlen. Einige seiner geselligen Nachbarn, durch sein Beispiel ermuntert, haben sich zu gemeinschaftlichen Endzwecken mit ihm vereiniget. Und ohne sich den zu oft gemißbrauchten Namen einer gelehrten Gesellschaft zu geben, vertreiben sie sich ihre Nebenstunden mit einander auf eine nützliche, anständige und ergötzende Art. Der Beförderer und Freund des E *, der Herr von F * *, findet ein Vergnügen in dieser Gesellschaft, und unterstützet sie auf eine sehr edelmüthige

Art. Ich hätte hier Gelegenheit, ein eben so ungerechtes Vorurtheil vom Landadel zu bestreiten, wenn ich nicht ohne dem schon bey einigen Lesern den Vorwurf einer zweckwidrigen Ausschweifung befürchten müßte. E * redete noch gerne vom Hofmeisterleben, das ist sein Ausdruck, und von der Erziehungskunst. Von letzterer als ein Mann, dem, durch widrige Umstände, die schönsten Regeln der Theorie in der Anwendung oft vereitelt worden waren. Fast sprach er zu geringschätzig von ihnen, und eignete unserer Gewalt bey der Erziehung zu wenig zu. Er betrachtete den Hofmeister als einen Menschen, der um einen andern, welcher in einem schmalen Wege, zwischen tausend Abwegen fortschreiten soll, und immer hin und her wanket, mit einer halb demokritisch, halb stoischen Laune, im Kreise sich herum drehet, hier und da sich entgegen stellet, hier und da einen herben Stoß bekömmt, bis ein bedeutender Wink ihm zu verstehen giebt, daß er nach Hause gehen könne. Die Vergleichung ist sonderbar: aber es ist guter Verstand darinnen.

Mein

Mein lieber L* hegete entgegen gesetzte Gedanken. Er hielte viel auf Speculation, und philosophirte ohne Unterlaß über das Geschäffte der Erziehung. Daß er zum Nachdenken aufgeleget war, werden die Leser, ohne Zweifel mit Vergnügen, aus einigen Maximen erkennen, die ich ietzo von ihm mittheilen will. Ich thue es hauptsächlich auch aus der Absicht, weil ich bisher noch nicht Gelegenheit gehabt habe, gewisse Punkte zu berühren, auf die einige unter diesen Maximen gehen. Ich erhielt sie von ihm zum Theil in französischer, zum Theil in lateinischer Sprache, abgefasset. Weil aber dieß durcheinander zu sonderbar aussehen möchte: so setze ich sie deutsch her. Nur als getreuer Geschichtschreiber konnte ich diesen kleinen Umstand nicht verschweigen. Hier sind sie, und einige mit Anmerkungen von mir begleitet.

* * *

In der Miene und dem Betragen eines Erziehers muß Ernst und Freundlichkeit untermenget seyn.

Sein Character muß sich immer gleich seyn.

Nichts geziemet ihn weniger, als einen Spaßmacher abzugeben. Der glücklichste Einfall zum Lachen giebt ihm ein Ansehen, das unter seiner Würde ist. Und die Begierde zu lachen und lachen zu machen, verräth eine Leichtsinnigkeit, die einem Geiste unnatürlich ist, welcher auf sein Herz und auf andere immer Acht zu geben hat. Das Lachen ist nur für Müßige. Und den satyrischen Spott gebraucht man auch nicht, Freunde zu bessern; deren Zärtlichkeit man schonen muß.

Ist im Grunde gewiß richtig, wenn es gleich zu stark ausgedruckt scheinet.

Das sicherste Mittel sich Hochachtung zu erwerben, ist, daß man sie ernstlich zu verdienen suche. Wenn man lange rechtschaffen scheinen will, muß man es wirklich seyn.

Man scheinet in einigen Häusern von einem Hofmeister zu fordern, daß er alles

wissen

wissen soll, und staunet ihn an; wenn er etwa eine Frage nicht geschwinde zu beantworten weiß. Es gehöret eine besondere Kunst dazu, sich mit Anstand in seiner Unwissenheit sehen zu lassen.

Richtig. Man muß z. Beysp. nicht wie ein Schulknabe erschrecken, und zu stottern anfangen. Il faut avoir le courage d'ignorer, ce qu'on ne peut encore savoir, sagt Helvetius bey einer andern Gelegenheit. Man wird ia wohl sonst noch beweisen können, daß man kein Ignorant ist.

Man muß genaue Ordnung in Kleinigkeiten halten. Kleinigkeiten sind die Schutzwehre für die wichtigsten Dinge. Lässet man iene über den Haufen werfen: so reisset die Unordnung auch in diesen bald ein. Kleinigkeiten kommen immer vor, und bilden also, durch die beständige Uebung, die Gewohnheit von der einen oder der andern Art.

Aber daß man auch nicht durch diese Genauigkeit zum pedantischen Eigensinne, zu

einer ungerechten Strenge, zu einem mürrischen Wesen, verleitet werde. Wenn man einmal Kleinigkeiten mit unter die Aufsicht genommen hat: so sind sie freilich die Barriere, über die man halten muß. Aber wenn es wirklich Kleinigkeiten sind; so ist es besser, man nimmt deren nicht zu viele mit. Eine allzuweitläuftige Grenze – damit wir im Gleichnisse bleiben – ist schwerer zu behaupten, als ein enger Bezirk des Gebietes.

Weil man nicht mehr Meister über sich und seine Handlungen ist, so bald man sich dem Zorne überlässet: so rechtfertiget den Ausbruch dieser Leidenschaft bey dem Erzieher nichts, als eine Veranlassung, bey welcher man mehr, als Mensch seyn müßte, um nicht unterzuliegen.

Dieser Spruch ist wahr, aber nicht praktisch genug ausgedrucket. Ich habe wider den Sturm des Zornes schon verschiedenes erinnert. Hier sage ich nur dieses: es kommt alles auf die Vorstellung an. Man ist nicht mehr verliebt, habe ich irgend wo gelesen, so bald man es nicht mehr seyn will.

will. Wenn man, bey gründlicher und oft wiederhohlter Ueberlegung, einmal mit sich eins geworden ist, daß man sich nicht mehr erzörnen wolle: so erzörnet man sich, erst nicht mehr sehr, und zuletzt gar nicht mehr; es mag auch die Veranlassung noch so stark seyn. Ich habe die Probe gemacht.

Auch das Herz des Sittenrichters lässet sich oft durch unvermerkte Schwachheiten täuschen. Die glücklichere Bildung eines Eleve vor dem andern machet, nach physischen Gesetzen, in unserer Einbildung einen angenehmen Eindruck, der sich bis zum Urtheile über seine Handlungen erstrecken, und zu Ungerechtigkeiten verführen kann. Hier ist einer von den Fällen, wo man mit Recht sagen kann, daß den Menschen sein eigenes Herz betrüge. Er kennet nur einen Theil seiner Bewegungsgründe, nicht die ursprünglich veranlassende, nicht die mit bestimmende geheime Regung im Körper oder in der Phantasie.

Die liebkosende Zärtlichkeit ist bey der Erziehung so gut ein Extremum, als

das

das mürrische Wesen. Keines thut lange gut. Wie heißt denn also hier die Tugend in der Mitte? Ernst des Menschenfreundes.

Bey Eleven, die schon Hofmeister hatten, darf der neu angehende Hofmeister für ausgemacht annehmen, daß man sich gegen ihn verstellet. Je redlicher und aufrichtiger er zu Werke gehet, desto mehr läuft er Gefahr, betrogen zu werden. Es wird gut seyn, wenn er von seinem Charakter nicht viel sehen lässet, bis er den ihrigen ausgeforschet hat. Aber er kann sich irren, wenn er im ersten Vierteljahre damit fertig zu seyn glaubet.

Allzugrosse Vertraulichkeit bringet Verachtung. Die Vertraulichkeit aber bestehet darinn, daß man sich den andern in Kleinigkeiten mittheilet.

Oder sich in Kleinigkeiten einlässet, sich in Kleinigkeiten sehen lässet. Bey meinem Moralisten heißt der Zusatz zu dem bekannten lateinischen Sprichworte: familiaritas autem, est communicatio sui in rebus leui-

levibus. Man muß also manchen Einfall, manche Begierde dieses oder ienes zu sagen, sonderlich die offenherzigen Erzählungen von seiner werthen Person, zurück zu halten wissen. Dieser Zwang wird bald Gewohnheit, und nicht mehr beschwerlich seyn. Er erstrecket sich auch auf iedwede Nachläßigkeit und Freyheit im Umgange, deren wechselsweiser Gebrauch endlich die Beobachtung des Wohlstandes und die Achtung, die man einander schuldig ist, aufhebt.

Wenn kein Mensch ohne Fehler und Schwachheiten ist: so muß doch der Erzieher nicht zulassen, daß der Untergebene seines Vorgesetzten Fehler sich zu nutze machet und glücklich ist, wenn er ihn bey der schwachen Seite angreift.

Menschenliebe muß tief in dem Herzen eines Hofmeisters eingewurzelt seyn, und sich durch seinen ganzen Charakter ausbreiten. Nie wird er sich also ein Lob wohlgefallen lassen, das ihm auf Unkosten anderer ertheilet wird. Vielweniger wird er selbst zu seinem Vortheile andere zu verklei-

kleinern suchen. Was er ganz gewiß nicht thun wird, ist dieses, daß er von seinen Vorgängern verächtlich spreche; hätte er gleich Ursache es zu thun. Weit lieber entschuldiget er sie.

Das gegenseitige Betragen ist eben so sehr wider die Klugheit, als wider die Tugend, und verräth einen schwachen Kopf, wenn es nicht auch zugleich ein böses Herz verräth. Die Ausnahme wider diese Regel müßte ein ganz sonderbarer Fall rechtfertigen.

Die Kunst des Stillschweigens ist eine der nöthigsten und nützlichsten Eigenschaften des Hofmeisters. Sie wird ihm durchhelfen, wenn er sich in dem kützlichen Falle befindet, entweder schwarz weiß zu nennen, oder Personen zu tadeln, für die der Eleve Ehrfurcht haben soll. Und sein Stillschweigen wird diesem auch oft fürchterlicher und nützlicher seyn, als eine lange Strafpredigt.

Verstehe ein Stillschweigen, wobey die Mienen sprechen. Durch diese kann man sich freilich manchmal schicklicher erklären,

als

als durch die allgemeinen Ausdrücke der Sprache, die im bestimmten Falle leicht zu viel, oder zu wenig, oder etwas ganz unschickliches, sagen können.

Es ist bisweilen vortheilhaft, zu scheinen, als hätte man eine bessere Meinung von seinem Eleve, als man wirklich hat. Denn gleichwie ihn dieses antreiben kann, das zu werden, wofür man ihn schon zu halten scheinet: also kann er durch das Gegentheil leicht verschlimmert werden. Er wird unempfindlich, er nimmt sich nicht mehr in Acht. Denn er hat nichts mehr zu verlieren, wenn man schon das ärgste von ihm glaubet.

Man kann sich nicht leichter irren, als in Ansehung der Absicht, die ein anderer bey seiner Handlung gehabt hat. Und kein Irrthum kann von üblern Folgen seyn, als dieser. Ein Hofmeister insbesondere wagt dabey das Zutrauen, das man in seine Einsicht sowohl, als in seine Gerechtigkeit, setzen soll, wenn er zu geschwind ist,

die

die Absicht bey den Handlungen eines Eleven anzugreifen. Man muß sehr behutsam in diesem Punkte gehen, und nicht mehr behaupten, als man beweisen kann. Für sich darf man das immer merken, was sich hier einem entdecket. Nur muß man sich nicht erlauben, alles sogleich heraus zu sagen, was man zu muthmassen berechtiget ist.

Es kömmt auf den Hofmeister an, wie er will, daß ihm die niedrigern Bedienten vom Hause begegnen sollen. Stolz und vertrauliche Geselligkeit werden ihn gleich verächtlich machen. Aber gefällige Menschenliebe ist die Tochter der Weisheit; und Würde und Anstand gehen ihr zur Seite.

Es kann geschehen, daß es nöthig und billig ist, sein bisheriges Verfahren gegen den Eleven zu ändern. Es ist aber gut, wenn es unvermerkt geschieht, und nur nicht also, daß man zeiget, man habe es bisher darinne versehen.

Wenn

Wenn man den Beyfall des Eleven haben will: so hat man sich zu hüten, daß man denienigen Leuten nicht mißfällt, die in seinen Augen wichtig sind, wofern man nicht machen kann, oder darf, daß er von diesen eine andere Meinung bekommt.

Eine wichtige Regel, die mir im Capitel vom Frauenzimmer ein Grundsatz werden soll.

Dreyzehntes Capitel.

Noch eine Art von Hofmeistern.

Eine Meile von S * hat der Marggraf von * * ein Lustschloß, wohin er iährlich etlichemale mit einem mäßigen Gefolge sich zu begeben pfleget. Dieß geschah auch ietzo während unsers Aufenthaltes in S *. Ich wollte die Gelegenheit nicht versäumen, meinen Eleven an einem Hof, an welchem Ordnung und Geschmack, Pracht und gute Sitten zugleich herrschen, einigermassen bekannt zu machen. Der alte Baron und L * stimmten in meine Absicht ein. Und wir erhielten die Erlaubniß aufzuwarten ohne Mühe.

Wenn man iene freye und ungezwungene Miene, iene ruhige Fassung des Gemüthes in Gegenwart der Grossen, bey der manchfaltigen Scene blendender Gegenstände, und iene Leichtigkeit, tausend kleine Dinge mit gutem Anstande zu verrichten, die in der grossen Welt einen beträchtlichen Theil der Sitten ausmachen, durch eigenen Fleiß und Nachdenken sich in der Studierstube erwerben könnte: so dürfte man diese Eigenschaft von einem Hofmeister so gut fordern, als andere Talente, die er beym Antritte seines Amtes gleich mitbringen muß. Wenn aber, wie ich fast überzeugt bin, nicht leicht einer unter denen, auch in diesem Stücke vollkommenen Hofmeistern seyn wird, der sich nicht manches Fehlers wider die Etiquette bewußt seyn sollte, den er als Hofmeister begangen, ehe er in ienen Geschicklichkeiten es weit genug gebracht hatte: so würde man zu viel begehren, wenn man von einem iungen Gelehrten eine Geschicklichkeit verlangen wollte, die man nur in dem langen Umgange mit der Welt sich erwirbt. Man muß mit ihm zufrieden seyn, wenn er

diese-

dieienige Höflichkeit besitzet, die einen die Vernunft lehret, und die man in dem täglichen Umgange mit wackern Leuten aus den mittleren Ständen zu üben Gelegenheit hat.

L * war noch in diesem Falle, er war artig und belebt unter Personen, die gar nicht, oder nicht viel, über seinen Stand erhaben waren. Aber was er da mit bestem Anstande zu verrichten wußte, das that er in Gegenwart viel höherer Personen, oder in sehr grosser Gesellschaft, schüchtern und auf eine gezwungene Weise. Gerne hätte er sich die heitere Miene eines Mannes von der Welt gegeben. Aber es gieng nicht an. Er fühlte selbst sein Unvermögen und war betroffen. Es fiel so sehr in die Augen, daß es bey der Gelegenheit, deren ich eben Erwähnung gethan habe, auch die iungen Herren bemerkten, und mir es durch ihre Mienen zu verstehen gaben. Vernünftige Personen machen aus so geringen Fehlern bey andern guten Eigenschaften nicht viel. Unterdessen begegnen sie denienigen besser, die schon mehr nach der

Welt gebildet sind. Zu wünschen wäre es daher einem Hofmeister allemal, daß er dieses Stück der Lebensart schon in seiner Gewalt hätte, ehe er Führer wird. Und zu rathen ist einem ieden, der diese Absicht hat, daß er keine Gelegenheit hierinne sich zu üben versäume.

Aber was soll man von denenienigen sagen, die sich unterstehen, um eine solche Stelle zu werben, und nicht einmal dieienige Lebensart besitzen, ohne die man in keiner guten bürgerlichen Gesellschaft gesittet heissen kann?

Eine solche Erscheinung hatten wir wenig Tage darauf bey uns.

Ich weiß nicht, wie ein gewisser allererst von der Universität zurück gekommener Herr A * die Nachricht bekommen hatte, daß ich einen Hofmeister für ein adeliches Haus in unserer Nachbarschaft suchte. Kurz, er kam nach S *. Er mochte sich wohl vorgenommen haben, mit allem Anstande zu erscheinen. Denn er war so steif aufgeputzet, wie an einem Ehrentage. An Complimenten ließ er es gewiß auch nicht fehlen. So bald er mich

aus der Stube ihm entgegen kommen sah, bückte er sich bis auf die Erde, warf, ohne mich anzusehen, vielerley Unterthänig und Gnädig durch einander, und machte mir mit seiner Höflichkeit Mühe genug, bis ich ihn in die Stube brachte. Die gute Miene und der seidene Rock des jungen Grafen machten ihn noch ehrerbietiger. Excellenz, und was ihm sonst für Titulaturen einfielen, wurden verschwendet. Der gute Graf, der so etwas noch nicht gesehen hatte, und zur Sittsamkeit gewöhnet war, wußte nicht, wie er seine Höflichkeiten genug erwiedern sollte, kam selbst in Verlegenheit darüber, und gieng erschrocken und beschämt zur Stube hinaus. Ich that alles, was ich nur konnte, um diesem guten Menschen es leicht zu machen. Anfangs schiene es unmöglich zu seyn. Und nach einer halben Stunde war es mir fast zu gut gelungen. Denn so bald er die Furcht abgelegt hatte, wurde er auch gleich so vertraut, daß er ohne den geringsten Anlaß meiner Seits, sich erkundigte, wie stark meine Besoldung wäre, was und wo ich studiert hätte, ob ich

Toback rauchte, u. s. w. Ja ich glaube, wenn ich noch eine halbe Stunde mit ihm allein gewesen wäre: er hätte mir Brüderschaft angetragen. Man gieng zur Tafel. Zum Unglücke für A * war sie dießmal, wegen einiger Fremden, zahlreich. Er stutzte sehr und wußte nicht, was er machen sollte. Auf eine sehr ungeschickte Art nahm er seinen Platz ein. Aufgerichtet zu sitzen, schien seinem Körper etwas unmögliches. Den Löffel faßte er so plump an, daß er ihn über die Hälfte mit der Hand bedeckte; etlichemale ließ er Messer oder Gabel fallen; seine Nachbarn waren immer in Gefahr, von ihm gestossen oder beschmutzet, und die Gläser umgeschmissen zu werden. Selten wagte er iemanden anzusehen, ausser einigen ziemlich freyen Blicken aufs Frauenzimmer. Man fragte ihn deutsch, ob er französisch spräche. Sogleich fieng er an zu parliren, auf eine Art, davon allen, die die Sprache halb verstunden, die Ohren wehe thaten. Auf die Frage: was er studieret hätte? schien er anfangs alle Collegia, die er gehört hatte, hernennen zu wollen; man ließ ihm

aber nicht so viel Zeit, und er konnte nur noch versichern, daß er ausser der Theologie hauptsächlich Sprachen und Philosophie vorzüglich getrieben hätte. Einige Gäste liessen sich mit ihm in eine Unterredung vom academischen Leben ein. Anfangs wollte er ausweichen. Als er aber glaubte, daß es ihnen Ernst wäre, und der Wein ihn beherzt gemacht hatte, stattete er hievon, als Kenner weitläuftigen Bericht ab.

Ich wollte wünschen, daß dieses Gemählde, das ich nach der Natur liefere, nur auf ein Original passete. Aber gewiß, man muß erstaunen, wenn man die Subiecte nach einander ansieht, die sich um Hofmeisterstellen bewerben, wie wenig sie die Würde dieses Amtes kennen, und wie wenig sie sich dazu anzuschicken bedacht sind. Der gröste Theil der Studierenden hält eine solche Stelle noch immer für die bequemste, um die Candidateniahre hinzubringen. Und die meisten von diesen betrachten sie blos aus diesem Gesichtspuncte. Und was giebt es nicht unter diesen für Leu-

te! Was für Sitten! Die Schilderung würde vielen meiner Leser eckelhaft und mir selbsten beschwerlich seyn. Ich hatte mir bey dem Plane dieses Buches gar nicht vorgenommen, für Leute zu schreiben, die noch nicht die nöthigsten Grundeigenschaften eines Erziehers, nicht die Anlage dazu, haben. Ich weise sie, wenn es auf mich ankömmt, schlechterdings ab, und bedauere die Eltern und Kinder, die mit ihnen belästiget sind. Ich suche denenienigen nützlich zu werden, die sich selbst schon gebildet haben, ehe sie das würdige Geschäffte der Erziehung übernehmen; die Verstand und ein gutes Herz besitzen, denen aber Mangel der Erfahrung und gewisse pedantische Vorurtheile, oder andere unrichtige Grundsätze, nachtheilig seyn können.

Und doch weiß ich nicht, ob ich nicht meinen Wunsch, so viel Gutes als mir möglich ist, dadurch zu stiften, noch vollständiger erreichen werde, wenn ich auch wider gröbere Fehler und Vergehungen Regeln gebe, weil sie doch so häufig vorkommen.

Unmöglich kann ich mich entschliessen, genauen Unterricht in denenienigen Wohlanständigkeiten zu geben, die man bey ieder mittelmäßigen Erziehung, Kinder von ihren ersten Jahren an lehret, und von denen man fast in allen französischen Grammatiken, und ich weiß nicht in wie vielen andern Büchern, Regeln findet. Ich kann mich nicht entschliessen, hier dem Erzieher zu sagen, was er bey Tische, bey Besuchen u. s. w. zu beobachten habe, und was er nicht thun dörfe, wenn er nicht den Namen, den er führet, schänden, wenn er nicht bey Bedienten selbst lächerlich und verächtlich werden will. Unterdessen will ich, um doch etwas zu thun, mich in eine kurze Unterredung mit diesen Leuten einlassen, die so unbesonnen, so ohne alle Zubereitung, ohne die nöthigsten Vorerkenntnisse, Führer, Lehrer, Hofmeister werden wollen.

Es wird meinen Lesern nicht schwer seyn, Originale zu finden, wie ich sie ietzo vor mir sehe. — —

Sie wollen Hofmeister werden, Sie, mein Herr, von dessen Thorheiten die Mägde einander

ander erzählen; und von dessen nächtlichem Lermen die Gassen noch immer ertönen? Sie, der sie mit allem, was Sittsamkeit und Wohlstand heischet, ein unverständiges Gespötte treiben; der Sie sich durch Beleidigungen ein Ansehen zu geben, durch Grobheiten fürchterlich zu machen glauben, und sonderlich dem Adel unhöflich zu begegnen gewohnt sind. Betrachten Sie sich selbst im Spiegel, und sehen Sie, ob diese Miene, diese Stellung, wohl ein Muster abgeben können, nach welchem sich ein junger Edelmann, ein künftiger Hofmann, bilden soll?

Die Gesellschaft, zu der Sie sich bisher gehalten haben, würde der Laquay nicht wählen, der dem Hofmeister zur Bedienung gegeben wird. Sie würde dieser beschämen durch seine bessere Lebensart; und würde unter den Manieren eines Stallknechtes den Hofmeister verkennen. Ihr Degen, womit Sie bisher zu beweisen gewohnt waren, daß Sie ein vernünftiger, rechtschaffener, Mann wären, und alles was sie nur seyn wollten, beweiset denn gar nichts mehr. –

Sie

Sie wollen ihre Sitten ändern. O, mein Herr, dieß ist so geschwinde nicht geschehen! Wo nehmen Sie denn andere Gewohnheiten her, wenn Sie diese auch gleich, so bald Sie wollten, ablegen könnten? Wenn Sie auch nicht mehr fluchen und Zotten vorbringen wollten. Könnten Sie denn sonst etwas reden? Haben Sie denn die Sprache der feinern Welt in ihrer Gewalt? Werden Ihnen die pöbelhaften Ausdrücke, der plumpe Scherz, der zweydeutige Witz nicht immer auf die Zunge kommen? Werden Sie nicht beym Uebermaase des Weines sich oft vergessen, und alle ihre Unarten sehen lassen?

Noch wenigstens ein Jahr lang müssen sie den Umgang derienigen suchen, die sie bisher, unter allerhand läppischen Benennungen, verlachet haben. Sie müssen eine Zeitlang stille und eingezogen leben, gute Schriften lesen, wodurch feine Gefühle erwecket, und Sitten ihnen bekannt gemacht werden. Sie müssen auf dieienigen Acht geben, von denen sie, wegen ihres Standes, wegen der Kenntniß der

Welt,

Welt, die Sie sich auf Reisen erworben haben, und wegen des allgemeinen Lobes, das Ihnen vernünftige Leute geben, gute Sitten und eine wohlanständige Lebensart vermuthen können. Sollten Sie auch nur von weiten die Versammlungen solcher Leute mit ansehen können: so verachten Sie die Gelegenheit nicht, machen Sie sich einen davon zum Vertrauten, und bitten Sie ihn, daß er Ihnen das Unanständige in Ihrem Betragen aufrichtig anzeigen wolle. Gewöhnen Sie sich, wenn sich Gelegenheit findet, an den Anblick vornehmer Personen. Es wird Ihnen nützlich seyn, die Sitten eines Hofes zu beobachten, bey Schauspielen, oder wenn offene Tafel gehalten wird, einen Zuschauer abzugeben. Wenn gleich nicht alles, was Sie da sehen, von Ihnen nachgeahmet werden darf: so werden Sie doch, wenn Sie mit Ueberlegung aufmerken, aus der Aufführung der Hofleute vielerley Regeln abnehmen können. Sie werden die feine Politur dieser Personen bemerken, ihre Leichtigkeit und Biegsamkeit bey allem, was Sie vornehmen, Ihre Aufmerksamkeit auf alles was vorgehet, und

auf

auf eine iede Gelegenheit, sich dem andern gefällig zu machen, ihm einen Dienst zu erweisen, ihre Vorsichtigkeit niemanden beschwerlich zu werden, und ihre Geschwindigkeit einen Fehler geschickt zu verbessern. Es werden sich die Eindrücke des wilden Lebens, dem sie bisher ergeben waren, die rauhen Sitten, und die Unanständigkeiten, die Ihnen zur Gewohnheit geworden sind, nach und nach verliehren, und Sie werden sich entgegen gesetzte Fertigkeiten nach und nach erwerben können. Vor allen Dingen müssen Sie sich vor den Gelegenheiten hüten, wobey Sie sich leicht vergessen, und in alte Gewohnheiten zurück fallen könnten. Sie müssen bescheiden von sich denken, und nun aller Vermessenheit Abschied geben.

Dieser andere Herr da applicirt sich mit allem Fleise, einen tüchtigen Hofmeister abzugeben. Der ganze Plan seines Studierens ist nach dieser Absicht eingerichtet. — Wie so? — — Er entsaget allen den abstracten Wissenschaften, bey welchen man sich eine finstere Miene ziehet, das aufgeweckte Wesen verlieret, kurz

kurz ein Pedant wird. Seine meiste Zeit bringet er auf dem Koffeehause zu. Die übrige hindurch ist er entweder auf dem Tanzboden, oder auf der Promenade, oder zu Hause bey Romanen. Er sieht darauf, daß er immer die neuesten Moden träget, und der Umgang mit Frauenzimmer, so gut er ihn haben kann, polieret seine Sitten. –

Ich zweifle nicht, daß dieser Herr nicht bald seine Absicht erreichen sollte. Es giebt gar zu viele Leute, die nur aufs äusserliche sehen. Und beym Hofmeister muß man wenigstens aufs äusserliche mit sehen. Aber wenn ich nach andern, ihm ähnlichen Beyspielen urtheilen darf: so wird er künftig mit seinem Schicksale nicht so zufrieden seyn, als er sich einbildet, und vielleicht wünschen, daß er sich ein wenig anders zum Hofmeister zubereitet hätte.

Erstlich wollte ich ihm doch nicht rathen, daß er seine Nachläßigkeit im Studieren merken liesse. Wenn ich auch zugebe, daß ein Hofmeister nicht nothwendig ein Gelehrter seyn muß: so sind doch die wenigsten Herrschaften ge-

geneigt, einen Ungelehrten dazu zu nehmen. Aus dem Namen Gelehrter machet man sich in der feinern Welt eben nicht viel; aber wahrlich ein Mensch, der nicht gewisse Einsichten besitzet, die gar wohl Gelehrsamkeit heissen können, machet da auch eine gar schlechte Figur. Historie und Philosophie werden itzt von einem ieden getrieben, der nicht zum Pöbel gehören will. So viele Dichter, die gelehrter waren, als sie es scheinen wollten, in deren Werken die gründliche Wissenschaft das ist, was in einem schönen Gemählde die Muskeln sind, die die Reitze erhöhen und das Leere ausfüllen, diese haben alle dieienigen, die schöne Geister seyn wollen – und wer will es nicht ein wenig seyn? – in die Nothwendigkeit gesetzet, sich auch ein wenig um Gelehrsamkeit zu bewerben. So viel Anspielungen auf die Geschichte! Und wer will ohne diese ein Trauerspiel recht verstehen? Und Philosophie! O die wird auf dem Kanapee, wie auf dem Katheder gelehret. Dort freylich nur von Philosophastern, und ohne Terminologie. Aber doch. – Kurz, Gelehrsamkeit wird in der Welt geachtet, ob man gleich das

Ge-

Gepräge der Schulen nicht gerne an ihr sieht. Wenn man sich beliebt machen und sichere Achtung erwerben will: so muß man neben andern guten Eigenschaften auch mehr Geschicklichkeit besitzen, als derienige besitzen kann, der nichts gründliches zu lernen sich vornimmt. Zumal wenn man sich nicht wohl zu einem andern Stande rechnen kann, als zu den Gelehrten.

Aber das ist mir noch nicht das Wichtigste. Ich will hier eben nicht der Lobredner der Philosophie werden. Aber wenn ich recht wenig behaupte: so wird man mir dieß wenige desto eher einräumen. Ein Mensch, der durch Philosophie sich allgemeine Kenntnisse vom Menschen, von der Welt, von Pflicht und Leidenschaft erworben, und zum Nachdenken sich gewöhnet hat, dieser muß beym Geschäffte der Erziehung ein Beträchtliches voraus haben, vor einem andern, der davon nichts weiß, und ihm übrigens gleich ist. Und der Hofmeister soll ia doch die Lehrer für seinen Eleve wählen, und ihren Unterricht beurtheilen können? Und ist es ihm denn nicht eine

Schande, wenn ein Eleve mehr weiß, als er? Wenn er in den Unterredungen mit ihm seine Fragen nicht beantworten, seine Zweifel nicht auflösen kann? Wenn er bey gelehrten Gesprächen, die sich doch bisweilen eräugnen, wo auch kein Pedant zugegen ist, verstummen muß? —

Endlich habe ich bey solchen Hofmeistern, denen Gelehrsamkeit mangelt, zween Fehler bemerket, die mich wider sie einnehmen müssen. Sie verachten, was sie nicht verstehen. Ein Gelehrter und ein Pedant, ist ihnen immer einerley. Der Eleve lernet nicht nur nichts von ihnen, sondern er darf nichts lernen, weil sie nichts wissen. Und er wird, wie sie, durch unverständige Urtheile lächerlich, so oft er Einsichten zeigen will. Unterdessen wollen solche Herren doch lesen, wenn sie des Müßigganges und ihrer ordentlichen, oft wenig rühmlichen Zeitvertreibe, überdrüßig worden sind. So nehmen sie dann iedes Modebuch vor die Hand, die schlechten wie die guten, und die seichten wohl am ehesten, weil sie die andern nicht verstehen. Beurtheilen können sie nichts: so

halten sie die schädlichsten Irrlehren für Weisheit, ein verwegenes gedankenleeres Geschwätz für Philosophie. Unglückliche Verführte und Verführer anderer, und zuletzt – lustige Scribenten ohne Vernunft, wie ihre Originale, oder Avanturiers, bisweilen beydes zugleich. Denn was will man aus ihnen machen? –

Hier ist wieder ein anderer. Aber nur noch eine kleine Bedenklichkeit hält mich auf, ehe ich es wagen darf, ihn zum Hofmeister vorzuschlagen. – Minimum est, quod scire laboro; Wissen sie mit Geld umzugehen? – O, sie verstehen mich nicht. Das weiß ich wohl, daß sie schon Geld genug ausgegeben haben. Aber wenn sie mit fremden Gelde nicht besser zu wirthschaften wissen, als mit dem ihrigen, wer wird sie zum Hofmeister annehmen? Oder wollen sie sich gefallen lassen, daß man das Geld dem Bedienten oder dem jungen Herrn unter die Hand giebt? Dieß würde wenig Ehre für sie seyn. Und gäbe man ihnen das Geld: so wäre noch eine grössere Schande für sie und ihren Herrn zu befürch-

fürchten, und wer weiß, was für ein Ende ihrer Hofmeisterschaft. Ich höre zwar, sie wären in der löblichen Absicht gesonnen, Hofmeister zu werden, um ihre Schulden zu bezahlen, und sich noch dazu ein Kapital zu sammlen. Aber das hat eben wieder seine Bedenklichkeiten. Daß es nicht unmöglich ist, weiß man aus Beyspielen. Nur käme es darauf an, ob sie diese Beyspiele nachahmen wollten und könnten? Ob sie Entschlossenheit genug hätten, Ausgaben, die sie angehen, in die Rechnung ihres Anvertrauten zu bringen; mit den Handwerksleuten, die sich leicht freywillig dazu anbieten, es so zu halten, daß sie ihre Person umsonst bedienen, und sich mehr bescheinigen zu lassen, als sie bezahlen? Wenn sich ihr Gewissen dazu bequemen sollte: so will ich ihnen nur das noch sagen, daß dergleichen Spitzbübereyen, oder wie sie es nennen wollen, selten lange verborgen bleiben. Sie müssen dann wenigstens dem Bedienten, wenn er es eben so, oder noch ärger machet, durch die Finger sehen. Ueberhaupt aber dürfen sie sich nicht in den Sinn kommen lassen, sich das Ansehen eines Vorgesetzten zu geben. Ich will das Be-

sie von ihnen glauben, mein Herr. Aber ein übler Haushalter und ein Betrüger gesellen sich leicht zusammen. Und wer einer einzigen Betrügerey fähig ist, schickte sich der wohl zu einem Hofmeister? –

Ich bin dieser Unterredungen schon ganz müde, und vielleicht auch die Leser. Aber die Materie ist noch nicht erschöpft. Rabener ist so oft auf dieses Capitel gekommen. Ich bin überzeugt, daß er recht sehr viel gebessert hat. Aber noch ein Rabener könnte sich hier verdient machen. Ich will in dem angefangenen Tone fortfahren, und noch eine Unart bestrafen. Man wird das Ideal, das ich vor mir habe, leicht in der Natur finden.

Ja, ja, gelehrt genug. Und galant! Aber aufrichtig, mein Herr, wir sind alleine; wird auch wohl die Aufwärterin vor ihrer Galanterie sicher seyn. Doch nein, so äusserst niederträchtig sind sie nicht. Aber würden sie nicht etwa einen Roman mit der Kammeriungfer spielen? Auch dieß ist wieder ihre Grundsätze, und sie sind der Meynung, daß die Kammeriungfer nicht

der

der Umgang für Hofmeister sey. Nun gut; so lassen sie sich nur eine kleine Geschichte erzählen, die sie in ihrem guten Vorsatze bestärken kann. Einer meiner Freunde wurde in der Erziehung eines iungen Curländers der Nachfolger eines Mannes, dessen empfindliches Herz das Leere nicht ausstehen konnte, und immer etwas zu lieben haben mußte. Er konnte kein schmachtendes Auge sehen, ohne zu schmachten; und kein feuriges Auge, ohne zu glühen. Vor seinem Lehrlinge glaubte er nicht Ursache zu haben, sich in Acht zu nehmen, weil er noch sehr iung war. Unterdessen blieben seine Streiche diesem nicht so lange ein Geheimniß, als er sich einbildete. Anfangs giengen seine Eroberungen ins Grosse. Ich weiß nicht wie glücklich. So viel habe ich für gewiß gehöret, daß schon damals iedermann, der um ihn war, die Anmerkung machte, daß der verliebte Paroxismus niemanden ein lächerlichers Ansehen gäbe, als einem, der sich dabey anmasset, ein ernsthafter Sittenrichter zu seyn. Unterdessen da sich keine bessere Gelegenheit fand, und sein Herz doch nicht leer seyn wollte, richtete er seine verliebten Anschläge auf die

hübscheste Dirne im Dorfe. – Hier ist mehr als belachenswerthe Thorheit! Schandthaten reitzen meinen Unwillen, und ich würde zu ernsthaft werden, wenn ich seine ärgerliche Aufführung umständlich beschreiben, und alle Vergehungen, die er für Kleinigkeiten gehalten, und davon eine iede in den Augen rechtschaffener Leute ihn zum Abscheu machen muß, nach einander erzählen wollte. Der Eleve, vor dem sich ein Hofmeister vergeblich zu verbergen suchet, belauschte ihn, und wurde ein Zeuge seiner niederträchtigen Unterredungen und Vertraulichkeiten mit der Dirne. Sein Wandel gewann endlich ein Ende, wie es zu erwarten war; das natürlichste, welches nur den verliebten Thoren allemal das unerwarteste zu seyn pfleget. Durch einen Eidschwur, den man ihm aus allzugrosser Nachsicht erlaubet hatte, widerlegte er die sehr wahrscheinliche Beschuldigung, die ihn in die verdrüßlichste Verlegenheit zu setzen drohete. Noch war er nicht gebessert. Er hatte das Glück, oder das Unglück, wieder Hofmeister zu werden. Und da wurde er nach anderthalb Jahren auch der Mann des Kammermädchens, das er nicht lie-

lieben konnte, weil sie ihn nie zu lieben gesonnen war. Kummer und Armuth brachten ihn bald ins Grab, nachdem er seine Leidenschaft tausendmal verflucht hatte. Eine Rede, die man mir von ihm erzählet hat, giebt zu erkennen, daß seine Vernunft wieder zu sich selbst gekommen, und scheinet mir einer ernsthaften Betrachtung werth zu seyn. **Was bey vielen andern Schwachheit heissen kann,** soll er in den Tagen seiner Besserung oft gesagt haben, **wird bey denenienigen Verbrechen, welche Lehrer und Beyspiele der Sitten seyn wollen.** Nicht nur wegen des Aergernisses, das sie geben, sondern auch darum, daß die Neigung, die es einmal dahin gebracht hat, daß sie sich vor den schönen Sittensprüchen und guten Lehren nicht mehr entsetzet, nicht mehr vor den heiligen Namen, der Tugend und Pflicht, die derienige täglich ausspricht und anpreiset, der ihr Schutz giebt, sich bald vor nichts mehr scheuet, alle gute Regungen nicht mehr empfindet, und ungehindert in iede Ausschweifung ausbricht, zu welcher sie eine Gelegenheit reitzet. Zumal

mal die Neigung, die am leichtesten auch die Freunde der Tugend berücket, weil sie in der Gestalt der Unschuld erscheinen kann. Aber alle Laster finden hinter ihr Schutz, wenn sie einmal zur strafbaren Leidenschaft geworden ist.

Es ist leichter Pflichten der Tugend zu lehren, als Laster zu bestrafen. Man kann leicht einigen durch Schilderung derselben anstößig werden, wenn man nur die Absicht hat, davor zu warnen. Es scheinen iene Unwürdige, die den Unwillen iedes Rechtschaffenen erregen, nicht zu verdienen, daß man in den Pflichten und der Klugheit des Erziehers nur auf sie merke. Um einiger willen, die noch zur rechten Zeit gebessert werden können, habe ich das bisherige gesaget. Und für diese könnte auch noch ein Büchlein brauchbar seyn, das ich daher nennen muß, A. F. Büschings Grundriß eines Unterrichtes, wie besondere Lehrer und Hofmeister ꝛc. sich pflichtmäßig, wohlanständig und klüglich verhalten müssen. Altona und Lübeck 1760.

So viel ich weiß, hat der Herr Verfasser in Göttingen Vorlesungen darüber gehalten. Er hat dadurch viel Gutes schaffen können. Aber ich weiß nicht, ob ich mich so leicht dazu entschliessen könnte. Wenn man sich bey dergleichen Dingen nicht in die Zergliederung einlässet: so versteht ein Theil der Zuhörer es nicht. Und wenn man einerley Materie beständig fort zergliedert und detailliret: so lauft man Gefahr, einem andern Theile verdrüßlich zu werden. Doch ich will darüber nichts entscheiden. Die Lehrer der Moral und Politik haben Gelegenheit an verschiedenen Orten Anmerkungen einzustreuen, die den künftigen Erzieher und den Weltmann bilden können. Und sie sind verbunden, es zu thun.

Vierzehntes Capitel.

Project zu einer Ritterakademie auf dem Lande.

Als die Zeit kam, daß ich und Emil von unsern Freunden in S** Abschied nehmen sollten; wurde die Erinnerung aller angenehmen

Stunden, die wir in ihrer Gesellschaft genossen hatten, auf einmal rege. Alle Vortheile, die wir diesem Aufenthalte zu danken hatten, stellten wir uns itzt zusammen auf das lebhafteste vor. Und wir wünschten alle herzlich, immer beysammen bleiben zu können.

Sollte es denn nicht möglich zu machen seyn, sagte mir L**? Glauben sie nicht, daß es besser wäre, wenn unsere kleine Akademie beysammen bliebe? Alles gieng bisher so gut. Meine Eleven sind nie so wacker gewesen, als seit ihrem Hierseyn. Ich könnte mir viel von ihnen versprechen, wenn wir immerzu in so guter Gesellschaft wären. Ihr Liebling hat, glaube ich, auch keinen Schaden davon gehabt. Sie versicherten mich selbst, die Zufriedenheit und Munterkeit, welche der Umgang mit Freunden verdoppelt, schienen sein Genie zu erhöhen, schienen es erst recht los zu machen, und ihm einen stärkern Trieb zu geben. Wir beyde lieben uns, als die zärtlichsten Brüder. Jede Arbeit ist mir leichter, und mein Gemüth ist ganz Zufriedenheit, seit dem ich um sie bin. O

Lieber, denken sie auf Mittel, wie wir beysammen bleiben können! Es ist Pflicht! Das Wohl unserer Söhne will es. – Ich dächte, wir blieben beysammen. Sie hier; oder wir gehen mit ihnen. Vielleicht gesellen sich noch etliche gelehrige Jünglinge und noch ein redlicher Hofmeister zu uns: so machten wir eine Akademie aus. Sie wären unser Prorector, und wir thäten Wunder.

Ich wurde durch die Lebhaftigkeit, mit welcher L** in einem fort alle diese Dinge nach einander heraussagte, anfangs nur aus der stillen Betrübniß aufgewecket, die der Abschied von so werthen Freunden, und einem so angenehmen Aufenthalte auch mir verursacht hatte. Fast wäre ich hernach zum Lachen beweget worden, durch den sonderbaren Einfall von einer Landakademie, und meinem Prorectorate. Aber ich fühlte bald ein Gewichte bey diesem Gedanken. Es kam mir vor, als wenn etwas davon praktisch werden könnte. Dunkle, noch erst halb entwickelte, Aussichten, in die Möglichkeit und den Nutzen waren da. Sie konnten itzo

zwar

zwar nicht helle werden, die Umstände liessen den Gedanken nicht zur Reise kommen, er konnte unsere Abreise itzo nicht hindern. Aber er blieb in mir rege, und veranlaßte endlich einen Anschlag, welchen ich den Einsichten patriotischer Leser nunmehr zur Prüfung übergebe.

Man hat über den Vorzug der Privaterziehung und des öffentlichen Unterrichtes in den Schulen oft gestritten. Und man hat, so viel ich weiß, noch nicht mehr ausser Zweifel gesetzet, als daß beyderley Anstalten ihre Unvollkommenheiten und ihre eigenen Vorzüge haben. Man hat einen dritten Weg erwählet, den ich für den allerschlimmsten halte, und einem Mann acht bis zehen Jünglinge ins Haus gegeben, und sie wohl auf einer Stube beysammen wohnen lassen. Sehr viele machen es kurz, und schicken ihre Söhne im zwölften oder vierzehnten Jahre an einen Hof, Pagen abzugeben. Nach dem, was itzo von den meisten geschieht, zu urtheilen, scheinen Standespersonen überzeugt zu seyn, daß die öffentlichen Schulen und Gymnasien nicht für ihre Kinder sind. Und doch gestehen sie

selbst

selbst ein, daß ihre Hofmeister sehr selten dem Geschäfte der Erziehung, des Unterrichtes und der völligen Ausbildung alleine gewachsen sind.

Ich kenne beyderley Anstalten, aus Erfahrung. Ich bin Privatlehrer gewesen, und ich habe iunge Herren auf Schulen und Universitäten geführet. Ich will unterdessen weiter nichts sagen, als daß ich überall Mängel und Unbequemlichkeiten gefunden habe, die der guten Absicht sehr nachtheilig seyn können.

Unter solchen Umständen ist man zu neuen Versuchen berechtiget. Und ein Project, das eine so wichtige Sache betrift, verdienet Aufmerksamkeit, so bald es nur einige Verbesserung hoffen lässet.

Ich will also meine Gedanken von dem, was ich nicht im völligen Ernste eine Landakademie nennen möchte, so ausführlich vortragen, als zu deren Beurtheilung nöthig ist, und ihren Werth zu entscheiden andern überlassen.

Das räumet man doch wohl ohne Beweis ein, daß bey der Erziehung des Knabens, bis

ins

ins vierzehnte, funfzehnte, Jahr, das Land den Vorzug vor der Stadt verdiene; wenn es dort nicht an Lehrern und Gesellschaft fehlet? Denn wo ist es leichter, ihn nach der Natur zu erziehen, ihn an ihre Schönheiten, an die wohlfeilen, unschuldigen und vollkommenern Ergötzungen zu gewöhnen; ihn vor der Seuche der Weichlichkeit, die die Stadtluft oft vergiftet, und von der Bethörung der Vorurtheile und ihrer Blendwerke zu bewahren? Wenn sein Herz anfängt, sich zu öffnen, und seine Neigungen sich entwickeln; den guten Trieben, die sich zeigen, Festigkeit und Stärke zu verschaffen? Hundert müssige Aufseher tadeln deine gute Absichten, und hindern ihren Erfolg. Du mußt es dem grössern Theile nachmachen, wenn du nicht verlacht, verläumdet und veriagt werden willst.

Doch keine Declamation wider die Städte. Ich mag nicht nur nicht auf Vieren zu den Bären und Füchsen in die Wälder kriechen. Ich mag auch nicht mein ganzes Leben auf einem Dorfe zubringen. Und die Erziehung eines Mannes, der in die Welt soll, kann da auch nicht

nicht vollendet werden. Aber was ich von dem Vorzuge des Landes in Ansehung der ersten Erziehung gesagt habe, ist mir Ernst, und ich halte für überflüßig, es weiter zu beweisen.

Ein einziger Mann, wenn er auch so geschickt wäre, als unter hunderten von den gewöhnlichen Hofmeistern kaum wenige sind, besitzet nicht Fähigkeit und Kraft genug, alles zu verrichten, was zur vollständigen Erziehung eines iungen Edelmanns, bis er etwa mit Nutzen eine Universität beziehen kann, erforderlich ist. Fehlte es ihm auch nicht an Geschicklichkeit, und machte man ihm auch solche Bedingungen, daß er sich entschliessen möchte, einen Landhofmeister abzugeben, da er es höher bringen könnte: so würde er des Umganges mit seines gleichen beraubt, nothwendig verdrüßlich, läßig, mürrisch werden müssen. Der Knabe hat auch keinen anständigen Umgang; dieß ist noch erbärmlicher. Jener entschließt sich vielleicht, ein philosophischer Einsiedler zu werden, und nähret sich mit der Lectüre. Bey diesem leidet die werdende Natur, und das ganze Leben ver-

verlieret dadurch. Er muß schmachten, oder verwildern.

Setzet hingegen drey oder vier Hofmeister von mittelmäßigen Einsichten, und einem ehrlichen Herzen. – So werden sie ihre Wissenschaft einander mittheilen, mit gutem Rathe einander zu Hülfe eilen, durch edle Nacheiferung sich im Feuer erhalten, durch freundschaftlichen Umgang sich nach der Ermüdung erquicken, und vor dem sauertöpfischen Wesen bewahren. Sie werden zusammen ein ehrwürdiges Collegium ausmachen, das seine guten Absichten, so wohl bey den Lehrlingen, als bey den Eltern zu unterstützen im Stande ist. Und es wird kein Unterricht für einen iungen Edelmann bis ins vierzehnte Jahr, oder bis ins funfzehnte, nöthig seyn, den er hier nicht finden kann.

Aber ich muß meine Gedanken ausführlicher vortragen, wenn die Brauchbarkeit derselben soll beurtheilet werden können; ich nehme in den Gegenden, wo der Adel zahlreich ist, einen District von zehen bis zwölf Meilen im Umkreise an. So darf ich für wahrscheinlich halten,

ten, daß sich in diesem Districte drey bis vier Häuser finden, wo es junge Herren giebt, die mit einander erzogen werden können; oder wenigstens nur in zwo Klassen vertheilet werden dürften. Ich will hernach gleich von der Einrichtung dieser zwo Klassen reden, und nur erst dasjenige noch voraus schicken, was vorher zu wissen nöthig ist. Es seyen also sechs bis acht Knaben, höchstens zehne. Und dazu halb so viele Hofmeister.

Darf ich nicht noch weiter annehmen, daß unter diesen adelichen Häusern, oder sonst in der Gegend eines seyn werde, wo man patriotisch genug denket, um für die Einquartierung und Verkostung so vieler Personen sorgen zu wollen? Hier scheinen freylich meinem Vorschlage grosse Schwierigkeiten im Wege zu stehen. Ich sehe sie wohl, und will sie nicht verschweigen. Aber erstlich kenne ich viele Rittersitze, wo der Punkt wegen der Wohnungen gar nichts zu schaffen machte. Es giebt da entweder ein Schloß, das viele entbehrliche Zimmer hat, oder, neben den bewohnten, noch eines, das gar nicht be-

wohnt wird, ohne ansehnliche Häuser, die für adeliche Wittwen, Ortsofficianten, Richter, Pfarrer und Verwalter erbauet worden, und ganz oder zum Theil leer sind. Oder in den geringern Häusern ist hier und da eine Stube mit etlichen Kammern, wo ein paar junger Herren mit einem Hofmeister so gut beherberget seyn würden, als es ietzo nöthig ist. In den zwo geräumigsten Wohnungen versammleten sich die Schüler zu den Lehrstunden.

Gesetzt aber, es fände sich in der ganzen Gegend, wo man meine Projecte übrigens ausführen zu können wünschte, kein Ort, der genugsame Quartiere für die Akademie enthielte: sollte sich denn auch kein Patriot finden, der seinen und andern Kindern und der Nachkommenschaft zum Besten, und zu seinem wahren Ruhme, tausend Thaler wagen wollte? Mit so vielem Gelde könnten dann gewiß die nöthigen Verbesserungen bewerkstelliget, und alles in den gehörigen Stand gesetzet werden; wenn man, wie ich voraus setzen kann, nicht den allerunbequemsten Rittersitz dazu auswählte. Und dieß Geld wäre nur gewaget, nicht verlohren. Denn

wenn

wenn die Studierenden für ihre Wohnungen so viel, oder ein klein wenig mehr, zahleten, als sie in einer mittelmäßigen Stadt bezahlen müßten, welches sie bey den übrigen Vortheilen leicht thun können: so müßte das Miethegeld ein genugsames Interesse für das verwandte Kapital ausmachen; wenn auch gleich bisweilen etliche Jahre ein und das andere Logis leer stünde. Geht es doch den Stadtleuten, die Häuser haben, auch nicht besser. Man rechne nun noch für etwas, daß der Ort dadurch überhaupt verschönert wird: man setze hinzu, daß wenn die Absicht dieser Einrichtung auf eine lange Zeit wegfallen sollte, sich leicht eine Gelegenheit finden könnte, sonst einigen Nutzen von den Quartieren zu ziehen. Alles zusammen genommen: so wird man mir wegen dieses Punctes wenig mehr einzuwenden haben. Der Artikel von der Kost macht mir noch weniger Sorge. Denn wenn sich weder der Herr vom Orte, welches ich dazu nicht ohne Einschränkung wünschen möchte, noch sonst ein ehrbares Haus entschliessen wollte, Kostgänger anzunehmen; so müßte einer von den Hofmeistern Oeconomus werden,

und ein Bedienter Koch seyn. Soll ich hier noch alle Kleinigkeiten berühren? Ich habe ja verständige Leser.

Nun will ich sagen, was ich mir für einen Ort zu meiner adelichen Landschule wünschte. Und der Wunsch könnte mir doch vielleicht einmal gewähret werden.

Einen freundlichen Ort, in einer fruchtbaren Gegend, wo blumenreiche Gründe von hellen Bächen durchschnitten werden: wo Wälder von mannigfaltigem Grüne dem Schüler der Natur einen sichern Schatten geben, den Gesängen der Nachtigall zuzuhören, einen Dichter in der Hand. Wo nahe Berge in heitern Frühlingstagen ein ganzes glückliches Land übersehen, und frische Himmelsluft einathmen lassen. Einen Ort, wo der arbeitsame Landmann seines Fleißes froh wird, und seinen Herrn segnet. — Und einen Herrn des Orts, der hier ruhig sein Leben beschliessen will, nachdem er die muntern Jahre im Dienste der Welt, am Hofe oder bey der Armee, zugebracht hat. Einen Herrn, dem die Wissenschaften im Glücke

cke eine Zierde, und in den Tagen der Prüfung ein Trost waren. Der auf den grossen Scenen der Welt, das kühne Laster, wie ein Meteor, hat glänzen und zerplatzen sehen; der die tyrannische Wollust, unter schimmernden Kleinigkeiten und rauschenden Thorheiten, in beständiger Unzufriedenheit mit sich selbst; und den Ehrgeitz, vom verzehrenden Neide begleitet, ängstlich iagend oder geiagt, oft erblicket hat. Der oft in weisen Selbstgesprächen seine Tugend gestärket, und wie Antonin den Lehrern seiner Jugend, Dank geopfert hat, die sein Herz mit Religion erfülleten, und seine Neigungen zum Guten stärkten. Der itzo im Alter noch immer auf das Beste der Welt bedacht, nicht vergnügter ist, als wenn er seine zahlreiche Familie an seinem Tische siehet, und in zarten Mienen schon den feinen Staatsmann, oder den unerschrockenen Krieger entdecket, oder die Gattin, die, wie itzt ihre Mutter, dereinst das Glück eines grossen Mannes, die Zierde ihres Geschlechtes und die Tugend am Hofe seyn wird. Er erkundiget sich nach den Lehren, die sie von ihren Mentorn heute gehöret, oder aus

ihren Büchern gemerket haben; höret ihnen mit Aufmerksamkeit zu, und erläutert sie mit merkwürdigen Geschichten; und unterrichtet den von Ehrfurcht und Bewunderung glühenden Hofmeister, indem er sich nur das Ansehn giebt, Kindern etwas erzählen zu wollen. Kurz einen Ort, wie O*** wünschte ich mir. So hätte ich alles; und mehr noch, als ich mir gewünschet habe. – Und hier soll ich sie nicht nennen, die ehrwürdigen Namen, für die mein Herz ewig mit Dank und Bewunderung erfüllet seyn wird? Und auch euch nicht nennen ihr Freunde, L**, E** und F**?

Itzo will ich von den Lehrern reden. Ich will nur erst setzen, es wären dreye. Mit vieren würde ich noch besser fortkommen. Sind es aber auch nur dreye: so kann ich behaupten, daß aller Unterricht durch sie wird bestellt werden können, wenn man gehörigermassen gewählet hat. Die Wahl der ersten Lehrer für meine Landschule muß ich den Eltern überlassen. Dieß ganze Buch handelt von ihren Pflichten, und von den Eigenschaften, die sie haben sollen. Hoffentlich wird man auch einem nicht unter hun-

hundert Thaler geben wollen. Denn sonst könte man schwerlich wählen. Ist die Schule einmal errichtet: so muß, wenn ein neuer Lehrer nöthig ist, dem Collegio erlaubt seyn, Subiecte dazu vorzuschlagen, und keiner, den sie mit Gründen verwerfen, ihnen aufgedrungen werden. Auch muß ihrem Ausspruche überlassen werden, ob neue Schüler, die sich anbieten, in ihre Gesellschaft können aufgenommen werden, oder nicht.

Die Lehrer zusammen müssen im Stande seyn, Unterricht zu geben im Deutschen, Französischen, Italienischen und Lateinischen, in den Religionswahrheiten, in der Mathematik, Musik, dem Zeichnen, Tanzen und Fechten; in der Geographie, Wappenkunde, Natur- und Staaten-Geschichte. Es finden sich auf ieder Universität einige iunge Männer, die diese Geschicklichkeiten, so weit sie hier erforderlich sind, beysammen besitzen. Also wird man ia leicht dreye oder viere finden, die mit einander vereiniget, so viel ausrichten, und sonst zu Hofmeistern gebraucht werden können. Einige, sonst einem ieden Hofmeister nöthige Eigenschaften, muß ia hier ein

oder das andere Mitglied nicht nothwendig haben; weil die übrigen mit ihren Kräften und Einsichten ihm zur Seite sind, und er sich in ihrer Gesellschaft vollkommener machen kann. Auch würden fast an iedem Orte eine oder etliche Personen anzutreffen seyn, die in gewissen Stücken, als in der Musik, Kalligraphie u. a. zur Unterweisung der Anfänger gebrauchet werden könnten.

Ich habe gesagt, daß zwo Klassen nöthig seyn könnten. Mehrere werden nie nöthig seyn. Um meinen Entwurf nicht zu unvollständig zu lassen, will ich mit wenig Worten anzeigen, wie die Einrichtung dieser zwo Klassen, und die Eintheilung der Stunden ohngefehr gemacht werden könnte.

In der untersten Klasse soll von einigen deutsches und französisches gelesen, und von andern etwas übersetzet werden. Alle üben sich in der Kalligraphie. Der Anfang in der Historie, Geographie und Theologie wird gemacht. Mit dem Latein gespielet, wenn man will. Die Methode für diese Klasse habe ich im siebenten Capitel beschrieben.

Die

Die ältesten dieser zwoten Klasse kommen eine Stunde früher zum Unterrichte; die iüngsten eine Stunde später. Für iene dauert er etwa des Vormittags drey Stunden, und des Nachmittags drey: so wird sich das nöthigste thun lassen.

Die Gesellschaft erlaubet hier auch bey demienigen Alter mehr strenge Ordnung, bey welchem ich oben, wo ich vom Privatunterricht redete, nicht gerne ordentliche Lehrstunden habe zulassen wollen.

Die oberste Klasse wird, nach Angabe des zehnten Capitels, in der Historie, Geographie, Theologie, Naturhistorie, Geometrie und Arithmetik, im Lesen französischer und lateinischer Schriftsteller, im schriftlichen Uebersetzen, in der Orthographie und dem Briefschreiben unterrichtet und geübet. In der lateinischen Stunde, die in beyden Klassen, die erste unter den Frühstunden, wenigstens etliche Tage die Woche hindurch, ist, könnten benöthigten Falles, die Schwächern aus der obersten Klasse noch in die zwote geschickt werden; wenn sonst allzugrosse Ungleichheit unter

den Schülern seyn würde. Musik und Tanzen setze ich bey diesen in die Recreationsstunden, des Zeichnen in eine Lehrstunde.

Man wird mich nicht recht verstehen, bis ich die Eintheilung des ganzen Tages mache. In beyden Klassen also fängt täglich der Unterricht, Sommers um sieben, und Winters um acht Uhr an. Die iüngsten der zwoten Klasse können eine Stunde später kommen. Zween Hofmeister sind itzo nur mit dem Unterrichte beschäfftiget. Also ist wenigstens noch einer übrig, der die Aufsicht über die, so noch ausser der Schule sind, haben kann, um sie bisweilen auf ihren Zimmern zu besuchen.

Nach dieser Lection ist eine Viertelstunde zum Frühstücke, und eine halbe Stunde zur Recreation auszusetzen. Bey der untersten Klasse wird der Zeitvertreib schon nützlich genug, wenn nur der Körper dadurch gelenket und zu allerhand Verrichtungen und Wendungen geschickt gemacht wird. Die von der obern Klasse gehen bey schönem Wetter mit einem Hofmeister spazieren; bey schlimmen Wetter können sie spielen, tanzen,

tanzen, fechten oder sich in der Musik üben. Sie wechselten aber hierinnen mit einander ab; so liesse sich die Sache schon thun, wenn auch nur in iedem Stücke ein Hofmeister Unterricht geben könnte.

Es folget in beyden Klassen Unterricht in der christlichen Lehre. Dann wird wieder eine Viertelstunde ausgesetzet. So sind drey Stunden des Vormittages vorbey, und zwo davon waren Lehrstunden. Noch sind des Sommers zwo Stunden, bis man zu Tische geht; im Winter nur eine. Eine halbe Stunde muß etwa zur gehörigen Ankleidung frey gelassen werden. Die andere halbe Stunde kann in der untern Klasse zum Lesen und Schreiben, oder zum Zeichnen, angewendet werden. Die von der obern Klasse können eben dieses, oder in der Geometrie und Arithmetik etwas thun. Im Sommer ist noch eine Stunde übrig. Diese gehöret dann in beyden Klassen zur Historie und Geographie. Mir scheinet es bey Anfängern am besten gethan zu seyn, wenn man auf die Erdbeschreibung eines Landes sogleich dessen Geschichte, und so dann die Statistik folgen läs-

set. Der Nachmittagsunterricht kann vor zwey Uhr nicht anfangen. Die Zeit, die vorher noch übrig ist, wird zu kleinen Besuchen angewandt, beym Klavier oder im Garten zugebracht. Das Studieren fängt mit der Geographie und Historie an. Die folgende Stunde gehöret den Sprachen. Die Zeit von vier bis fünf Uhr ist für die Spiele. Darauf eine Viertelstunde zur Sammlung der Gedanken und zum Ausruhen: so wird wieder gearbeitet, abgeschrieben oder übersetzet. Das Geschriebene wird corrigiret und die Regeln praktisch beygebracht. Einige können nach Gutbefinden unterdessen auch in der Musik geübet werden. Also ist itzo sechs Uhr des Abends. Nun versammlen wir uns alle, so viel unserer sind, wenn es Winter oder schlimm Wetter ist, auf der geräumigsten Stube. Da liegen Zeitungen, neue Brochüren, man sieht sie an, man unterredet sich, alles ohne Zwang, fast wie in einem großstädtischen Koffeehause. Ein Hofmeister lieset melodische Poesie oder harmonische Prosa vor, und ohne Befehl versammlen sich die Lehrlinge vom zärtern Gefühle um ihn herum. Die es nicht thun, wer-

werden deswegen nicht sauer angesehen. Vielleicht wird auch ein kleines Concert aufgeführt. Bey tauglichem Wetter geht alles mit einander spazieren. Aus der natürlichen Historie werden denen, die zuhören wollen, Stücke erzählet. Dort bringt einer einen Büschel Blumen, hie suchet einer gefärbte Steine, zweene laufen einem Sommervogel nach. Alle stehen stille bey einer Nachtigall, oder bey der Lerche, die steigend ihr Abendlied singet, oder bey einer Quelle. Denen man ein Gewehr anvertrauen kann, die dürfen auch, wenn sie Lust dazu haben, mit einem Hofmeister auf die Jagd gehen.

Diese Abendstunde ist eine der wichtigsten Stunden. Die Lehrer geben auf nichts Acht, und bemerken alles.

Nach dem Abendessen geht zusammen, was sich zusammen schicket. Die Schüler wählen sich hier ihre Freunde. Die Hofmeister vertauschen ihre Eleven gegen einander. Man thut, was man will.

Zweene Nachmittage von den sechs Arbeitstagen sind die Lehrstunden ausgesetzet. Da werden Werkstätte besuchet, oder Tänze veran-

stal-

tet, oder Staatsvisiten abgestattet, oder eine Excursion aufs Land vorgenommen.

Ich sage nichts von den Tagen, die dem Gottesdienste geheiliget sind. Ein ieder frage sein Gewissen.

Auch weiß man schon, daß ich bey Gelegenheit, einen oder etliche Tage, vom ordentlichen Plane abzuweichen, sehr gerne erlaube.

Nun sind nur noch wenige Punkte zu bedenken. Die Lehrer brauchen vielleicht selbst eine gewisse Aufsicht, die Akademie einen Vorsteher. Darum soll erstlich eine Woche um die andere ein Hofmeister oberster Richter in den wichtigsten Streitsachen seyn. Wie viel praktischen Verstand und Klugheit ein Hofmeister besitze, wird sich hier offenbaren. Wenn der Herr vom Orte ein Mann ist, wie ich mir ihn erst gewünschet habe, dann ist er der Vater dieser Landschule. Er sey aber, wie er wolle: so muß das Collegium den Ortsherrn als ihren Curator betrachten. Daß sie einander bey ihm verklagen? O dann stünde es schon sehr schlimm um unsere Akademie! Nein, sondern daß sie

ihm zu gefallen suchen, und alles, was er ihnen saget, zu überlegen wohl der Mühe werth achten.

Wo bleibt dann die Uebung in der Declamation? Sie ist nicht vergessen. Die zween wichtigsten Geburtstäge im Orte können zu Gelegenheiten dienen, Redeübungen anzustellen, oder ein kleines Schauspiel aufzuführen. Man wird sie da keine Schwänke auswendig lernen lassen, wie in einigen Schulen geschieht; auch nicht von Sachen reden lassen, von denen sie nicht mit Anstande reden können, weil sie nicht verstehen, was sie sagen. Man wird sie auch sonst in dieser wichtigen und nöthigen Kunst üben, indem man ihnen oft gute Stellen laut vorließt, nachlesen, peroriren lässet.

Dieß kann genug seyn zur Erklärung meiner Idee. Wenn man bey diesem Vorschlage Unvollkommenheiten und Schwierigkeiten findet: so bedenke man, daß unter den menschlichen Anstalten keine davon frey ist. Daß er wenigstens zum Theil und in dem Wesentlichsten, mit Nutzen könne ausgeführet werden, davon bin ich überzeugt *).

Funf-

*) Ich höre, daß in Graubündten seit etlichen Jahren etwas ähnliches zu Stande gebracht worden ist.

Funfzehntes Capitel.

Emils letzte Studien vor seinem funfzehnten Jahre.

Nicht ohne wehmüthige Rührung schied Emil von seinen neuen Freunden. Er vergoß viele Thränen bey ihren letzten Umarmungen. Seine Betrübniß leuchtete noch lange aus seinen Mienen hervor, und aus dem Stillschweigen, welches er nach unserer Entfernung von S** etliche Stunden hindurch beobachtete. In diesem stillen Nachdenken ihn zu stöhren, hatte ich weder Lust, noch hielt ich es für rathsam. Endlich fieng sich unsere Unterredung an.

E. Ich habe mir die schönsten Plätze ausgezeichnet. Zu Hause will ich sie mahlen, und neben meinem Bette aufhängen.

M. Darunter wird doch auch wohl die Gegend beym W. See seyn?

E. Ja freylich. Aber auch die Anhöhe beym Meyerhofe. Damals gleich, als ich neben meinem Wilhelm unter der grossen Eiche saß, habe ich mir sie aufgenommen. Vier Heer-

den weideten vor uns. — Wilhelmen liebe ich recht sehr, auch den andern; aber diesen mehr. Er hat ein gutes Gemüth, und liebet mich gewiß auch. Wir haben einander fleißig zu schreiben versprochen. Sie schreiben doch auch an Herrn L*?

M. Ja wohl; und ich sehe es auch gerne, daß Sie an Wilhelm schreiben wollen. Man darf die guten Freunde nicht vergessen.

E. Ich vergesse ihn gewiß nicht. Ich wollte nur, wir könnten immer beysammen seyn! Ich werde mich oft nach S* wünschen. Man kann sich wohl schreiben; und das ist sehr gut. Aber man sieht sich doch nicht, man geht nicht mit einander spazieren, man kann nicht gleich alles sagen, und sich wieder beantworten lassen. Ich sehne mich gewiß oft nach ihm.

M. Unser ganzes Leben ist eine Wanderschaft. Erwarten Sie nichts anders, mein Liebster, als solche Abwechselungen. Ich habe, was Sie itzo fühlen, oft empfunden. Und noch rühret mich sehnsuchtsvolle Erinnerung an manchen geliebten Freund, den ich in diesem Leben wohl

nicht mehr sehen werde. Aber das vollkommenere Leben, das nach dem Tode folget, ist auch hiebey mein Trost. Ohne diese Hoffnung würde selbst das Glück dieser Erden eine Qual für unsere Seele seyn. Die Vorstellung der kurzen Dauer würde uns den Genuß verbittern. Wenn wir aber dabey an die Ewigkeit gedenken, und die flüchtigen Freuden, die uns hier zu theile werden, nur als einen Vorschmack betrachten der Seligkeiten, die dort auf uns warten: so geniesen wir sie ruhig, und trösten uns leicht, wenn sie ein Ende nehmen. Bey der Trennung von unsern Geliebten, selbst bey ihrem Tode, müssen wir uns durch diese Gedanken beruhigen. Wir weinen, wir trauren. Dieß kann nicht anders seyn. Aber wir fassen uns, und halten uns an die Hoffnung, daß wir einander wieder sehen werden, und besser wieder sehen werden.

E. O ich fühle itzo den Werth der wichtigen Wahrheit, wovon sie mich schon lange überzeugt haben: daß ohne die Hoffnung eines ewigen Lebens wir immer elend seyn würden, im Glücke wie im Unglücke. Ohne Zweifel werden auch wir in Wohnungen kommen, in wel-

welchen wir nicht Ursache haben werden, nach den schönen Gegenden dieser Erde uns zurücke zu wünschen. Sie sagten erst, daß wir einander dort auch besser wieder sehen werden? Wie meynen sie dieß?

M. Wir haben ja hier noch gar viele Fehler an uns. Manche haben äusserliche Mängel und Gebrechen. Alle, gewisse Schwachheiten und Fehler des Herzens. Freunde können einander dadurch schädlich werden, daß einer dem andern seine Fehler angewöhnet, seine irrige Meinungen beybringet. Man muß daher nicht nur vorsichtig sich Freunde wählen, sondern auch nicht ohne Prüfung alles ihnen nachthun. Sonst nimmt man leicht üble Gewohnheiten von ihnen an. Dieß ist eine Unvollkommenheit der besten Freundschaften hier auf Erden, die dort nicht mehr seyn wird.

E. Es wird Ihnen wohl auch nicht alles gefallen haben, was Sie an den Vettern sahen? Mir eben auch nicht. Anderer Leute Fehler sieht man am leichtesten. Habe ich vielleicht doch eine üble Gewohnheit von Ihnen angenommen?

Oder Sie von mir? Denn ich weiß wohl, daß ich auch meine Fehler habe.

M. Niemand ist ganz von Fehlern frey. Ein ieder hat also Ursache, auf sich selbst sowohl als auf andere Acht zu geben, daß keiner durch den andern verderbet wird. Es ist mir lieb, daß Sie selbst die Anwendung meiner Rede auf sich und ihre Freunde machten. Ich sehe noch keine üblen Folgen von Ihrem Umgange. Aber vieles, das mir nicht gefallen konnte, habe ich freylich an den Baronen entdecket. Das Bewußtseyn unserer eigenen Mängel erlaubet nicht, uns über andere stolz zu erheben, wenn wir Fehler an ihnen gewahr werden, noch sie deswegen zu verachten, oder zu verspotten, welches schon wider die Menschenliebe wäre. Besonders müssen wir mit den Unvollkommenheiten unserer Freunde Geduld haben. Aber nachahmen müssen wir sie nicht. Religion, Tugend und Vernunft gehen allem andern vor. Wider diese gilt kein Beyspiel des Freundes, wäre er auch sonst noch so liebenswürdig. Bessern müssen Freunde einander, ihre Vollkommenheiten einander mittheilen; Gutes von einander lernen. Ohne dieses ist ihr Umgang nicht Freundschaft.

C. Dieß

E. Dieß weiß ich noch nicht recht zu machen, wie man einen Freund bessert, ohne ihm zu mißfallen? Ich habe dem grossen Vetter einmal etwas untersaget, das ihnen gewiß auch nicht würde gefallen haben. Darauf ist er kaltsinnig gegen mich geworden, und hat über allerhand gespottet, das ich that, und nicht für unrecht hielt. Wilhelm aber hat es ihm verwiesen, und mir Recht gegeben. Ich hätte auch dem Wilhelm gern einiges abgewöhnen mögen. Aber ich fürchtete, ihn verdrüßlich zu machen.

M. Man muß gefällig gegen seine Freunde seyn, so lange es seyn kann. Oft muß man ihnen Begierden aufopfern, ihren unschuldigen Neigungen nachgeben, und also manches thun, wozu man für sich keine Lust haben würde. Wenn ich auf die Jagd gehen wollte, und mein Freund hätte mich gern zu Hause: so würde ich ihm zu Gefallen diesesmal zu Hause bleiben. Ich mache den Zeitvertreib, das Spiel mit, das er wählet, ob mir gleich ein anderes lieber wäre. Hier heißt es: Obsequio retinentur amici. Da muß man nachgeben. Aber Tugend und Rechtschaffenheit, Frömmigkeit und Unschuld

müssen uns kostbarer seyn, als aller Menschen Gunst, Liebe und Freundschaft.

E. Die uns diese Schätze rauben wollen, sind unsere Freunde nicht. Solche Leute würde ich nicht lange lieben können. Aber ich habe nichts so böses noch an meinen Freunden bemerket.

M. Ich auch nicht. Doch sind kleine Fehler oft der Anfang von grössern. Die lasterhaften Neigungen entstehen in dem Menschen nicht auf einmal. Man lernet auch andere nicht gleich völlig kennen, und manche Fehler verbergen sich oft lange, zumal vor den Augen eines Freundes, der alles zum Besten kehret. Haben Sie nicht die Gemüther der Barons in der dritten Woche besser kennen lernen, als in der ersten?

E. Ja wohl.

M. Wenn Sie ein Vierteliahr um sie seyn sollten, würden Sie vielleicht noch manches an ihnen gewahr werden, das Sie noch nicht bemerket haben, oder es besser verstehen, als itzo.

E. Vielleicht. Doch W. glaube ich zu kennen. Er hat sich nicht gegen mich verstellet. Aber mich dünket, Sie haben mir meine Frage noch nicht beantwortet, wie man es machen müsse, um Personen, die man liebt, ihre Fehler zu sagen, ohne daß man ihre Freundschaft dadurch verliert?

M. Es ist wahr, wir sind von der Hauptfrage abgekommen. Doch kann das, was ich bisher gesaget habe, auch zur Vorbereitung dienen; und ich werde sie itzo desto genauer beantworten können. Man muß suchen, seine Freunde von denjenigen Fehlern zu befreyen, die ihrer wahren Glückseligkeit nachtheilig seyn können, die wider die Tugend oder wider die Wohlanständigkeit sind. Wenn etwa einer sich angewöhnet hat, Worte zu sprechen, die rechtschaffenen Leuten anstößig sind, wenn einer Neigungen verräth, die der Unschuld und Gottesfurcht zuwider sind, wenn einer Gewohnheiten hat, die ihm Haß und Feindschaften zuziehen können, oder etwas vornimmt, das seiner Gesundheit, seiner Ehre, seiner gegenwärtigen oder zukünftigen Glückseligkeit zuwider wäre.

Wie soll man es nun machen, um ihn zu bessern, ohne ihm zu misfallen? Erstlich muß man durch eine ernsthafte und betrübte Miene sein Mißfallen zu verstehen geben, wenn so etwas geschieht. Nie soll man freundlich dazu aussehen, nie durch Lachen, noch weniger durch ausdrücklichen Beyfall es gut heissen. Dieß thun die Schmeichler, Bösewichte. Dadurch machet man sich fremder Sünden theilhaftig. Dieß wissen Sie, und Sie werden es immer im Herzen behalten, in ihrem ganzen Leben. Verstehet diese Bestrafung unser Freund noch nicht: so können wir in einer allgemeinen Anmerkung den Fehler, den er an sich hat, bestrafen. Wenn wir ihn lieben: so wird unsere Miene natürlicher Weise zärtliche Bekümmerniß verrathen, unser Ton nicht mürrisch, nicht zänkisch seyn.

E. Das erste habe ich gethan. Das andere habe ich auch thun wollen. Aber ich bin darüber erschrocken, und habe nicht ausreden können. Ich habe zugleich gewünschet und befürchtet, daß er meine Rede auf sich ziehen möchte.

M. Wer

M. Wer weiß, ob Sie nicht dadurch schon zu seiner Besserung etwas beygetragen haben. Ich will die Fehler ihres Freundes, die Ihnen anstößig sind, nicht von Ihnen wissen. Sie wollen ihn nicht vor mir schänden. Daran thun Sie recht. Ich kenne aber Sie, und bilde mir wohl ein, was Ihnen mißfallen hat.

E. Ich darf es Ihnen wohl sagen. Daß es Fehler sind, daran lassen mich die Grundsätze nicht zweifeln, die Sie mir beygebracht haben. Er begegnete manchmal seiner Tante sehr verächtlich; und hielt sich über seinen Hofmeister bey mir auf. Dieß war mir zuwider. Er meinet es vielleicht so böse nicht. Aber es ist nicht recht. Hernach – er redet bisweilen von Dingen, von denen ich nicht reden mag.

M. Sie brauchen mir nichts mehr zu sagen. Dieß sind grosse Fehler; und ich konnte von Ihnen nicht anders vermuthen, als daß Sie unzufrieden darüber seyn würden. Es ist Schade, daß die Barons nicht eher ihren L** bekommen haben! Sie würden dann weniger unter das Gesinde gekommen seyn. Dieß sind

die Folgen. — Mit Mienen und abgebrochenen Worten haben Sie also den Baron Wilhelm bestrafet?

E. Ja, dieses habe ich gethan.

M. Es wird nicht ohne Nutzen gewesen seyn. Hilft dieß aber bey einem Menschen nichts, den man doch nach seiner Freundschaft werth achtet, weil er sonst viele gute Eigenschaften an sich hat, und noch Hoffnung zur Besserung übrig lässet: so versuchet man noch ein anderes Mittel. Wie man bey Kranken stärkere Arzneyen gebrauchet, wenn die schwächern nichts helfen wollen. In einer vertraulichen Stunde umarmen wir unsern Freund, und bitten ihn, daß er erlauben wolle, ihm etwas zu offenbaren, das uns Kummer verursachet. Noch einmal umarmen wir ihn aufrichtig, und fragen ihn: ob er wohl dieses und ienes an sich bemerke, ob er es für recht halte? Wird er böse: so brechen wir itzt ab, und bitten ihn nur noch, der Sache nachzudenken. Hat er Gedult uns anzuhören; so sagen wir ihm auch die Gründe, weswegen wir solche Handlungen und Gewohnheiten,

heiten, weswegen wir eine solche Aufführung, nicht gut heissen können. Alles mit Sanftmuth und Liebe; und ohne den guten Erfolg sogleich erzwingen zu wollen. Gesetzt nun, ein Freund würde dadurch kaltsinnig gegen uns: so haben wir nichts verlohren. Wir haben unsere Pflicht erfüllt. Und es wird gewiß eine Zeit kommen, vielleicht bald, wo er unsere Treue erkennen und uns segnen wird. Andere hingegen, die ihn durch Schmeicheley im Bösen gestärket haben, wird er hassen und verfluchen. Lässet sich einer, den wir lieben, durch alle diese Mittel, nach öfteren Versuchen, nicht bessern, von Fehlern, die mit der Frömmigkeit und Menschenliebe und Sittsamkeit nicht bestehen können: so müssen wir ihn verlassen. Sie wissen, was uns dann noch für ein Mittel übrig ist.

E. Für ihn zu beten.

M. Und durch unsere Aufführung ein Beyspiel eines besseren Verhaltens zu geben, und einen Beweis, daß wir das ausüben, was wir lehren, und bey der Tugend, die wir anpreisen, unser Glück finden. Eine Regel muß ich Ihnen

hie-

hiebey noch einprägen, mein bester Emil. — — O daß Sie doch niemals durch den ansteckenden Umgang falscher Freunde verführet werden möchten! Waffnen Sie ihr Herz bey Zeiten, und machen Sie den guten Vorsatz zur starken Tugend, ehe Sie sich unter iede Gesellschaft wagen. — — Die Regel ist diese. Je mehr wir eine Person lieben, desto fleißiger sollen wir die innere Beschaffenheit der Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten prüfen, die wir von ihr annehmen und nachahmen wollen. Denn die Liebe, wie es im Sprüchwort heißt, ist blind. Wenn wir eine Person lieben: so übersehen wir ihre Fehler gerne, oder wir gewöhnen uns bald daran, sie zu ertragen, wenn wir sie auch gewahr werden. Endlich halten wir sie gar für schön, und machen sie nach. So soll es aber nicht seyn. Durch wahre Freundschaft muß die Tugend befördert werden.

So ohngefähr lief dießmal unsere Unterredung. Und ich habe einmal nur zur Probe anführen wollen, damit man Emilen desto besser kennen lernete. Je näher wir dem väterlichen Boden kamen, desto stärker schienen schon

in

in der Seele die Bilder von den gewohnten Gegenständen zu werden. Und die Sehnsucht nach den lieben Vettern und den schönen Plätzen um S* wurde itzo schon überwältiget von dem stärkern Verlangen, die Eltern zu umarmen, und die Geschwistere zu sehen, und Bericht zu erstatten, von allem, was man unterdessen gethan und gesehen hat. Die Stube, der Garten zu Hause, sind doch auch schön. Dulce solum patriae.

So müssen immer die Begierden im menschlichen Leben einander das Gleichgewicht halten. Keine bittere Quelle der Empfindung, neben der nicht auch eine süsse flösse; oder die nicht durch eine Ueberlegung in eine süsse könnte verwandelt werden. Nachdem wir etliche Tage ausgeruhet hatten, fiengen wir wieder an zu arbeiten. Emil wollte selbst einbringen, was bisher versäumet worden war; und ich hielte itzt für gut noch einige Beschäfftigungen zu den vorigen hinzu zu setzen.

Vor allem war es die Naturhistorie; ein für sich angenehmes, und in vielerley Absicht nützliches Studium. Vor der philosophischen Wissenschaft sollte sie, nach meinem Bedünken,

allemal vorher gehen. Die Vorbereitung dazu war schon lange gemacht. Es ist mir nie möglich gewesen, durch Wiesen und Felder unempfindlich fortzuschreiten, die Schönheiten und Schätze nur mit Füssen zu treten, nicht die Wunder der Schöpfung zu rühmen; nicht auf die Allmacht, Güte und Weisheit des Schöpfers, die sich hier so deutlich offenbaren, aufmerksam zu seyn, und andere aufmerksam zu machen. Schon manches Krautes Natur und Nutzen hatte Emil von mir beym Spazierengehen gelernet; schon manches Thieres wunderbare Handlungen erzählen hören, oder selbst beobachtet. Die hauptsächlichsten Erdarten wußte er schon zu unterscheiden. Schon machte er Versuche mit den Pflanzen; setzte Blumen aus den Gartenbeeten auf das Feld, und Feldpflanzen in den Garten, um zu sehen, was der Unterschied der Erdarten für Veränderungen nach sich zöge. Auch hat er der Arbeit des Gärtners öfters zugesehen, und seine Geschicklichkeiten auszuforschen gesucht. Fragmente genug. Es war Zeit auf das System zu denken.

Aber

Aber Emil sollte kein Professor werden. Die fast bis ins Unendliche fortlaufenden Klassificationen, die Zeilen langen characterischen Namen, waren keine Sache für uns. Der Grundriß der Frau Zieglerin war Emilen Handbuches genug; und das Spectacle de la nature gab den Commentarius dazu ab.

In dem Pflanzenreiche begnügte ich mich, ihn die bekanntesten officinellen Kräuter von denen, die es nicht sind, unterscheiden zu lehren; so gut ich es aus Zorns Botanologie und etlichen andern Büchern wußte. In seinem Herbario machte er die Hauptabtheilungen nach den Orten, wo die Pflanzen wachsen, ob im Walde, oder in Sümpfen, oder auf der Heyde. Die Unterabtheilungen nach den Monathen, in welchen sie blühen. Doch machte ich ihn mit der Linnäischen Theorie so weit bekannt, daß er einen allgemeinen Begriff davon hatte.

Wir sammleten nicht, ohne Betrachtungen für den Verstand und das Herz dabey anzustellen. Die Entwickelung der Pflanze aus den

den kleinen Saamenkörnchen, in welchem unzählige Generationen in einander eingewickelt stecken, unbegreiflich für die menschliche Phantasie; die Bewegung der Nahrungssäfte durch die engsten Röhrchen bis an die höchsten Gipfel der Bäume; die unmerklichen Gränzen der mannichfaltigen Arten; die Erzeugung der Mineralien – und wie vieles ist nicht in dem Thierreiche, das zum Nachdenken bewegt? Mußten wir gleich mit Bewunderung und dem Geständniß unserer Unwissenheit aufhören, wie wir angefangen hatten, o, dieß schadete nichts! Genug gewonnen, wenn man dem Menschen die Verwegenheit benimmt, alles verstehen zu wollen. Und allemal war doch die Regelmäßigkeit in der Schöpfung durch eine neue Anmerkung bestätiget.

In Ansehung der Thiere fiel Emilen einmal der Zweifel ein, warum so viele Thiere andern zum Raub und zur Speise überlassen, ja, wie es schiene, nur dazu bestimmt wären? Dieß meinte er, wäre Schade. Es hätte ja wohl eine schlechtere Speise eben die Dienste thun können. Die Thiere hätten Empfindung,

und

und schienen des Mitleidens würdig zu seyn. Der Zweifel verdiente richtig beantwortet zu werden.

Sie meinen also, sagte ich, eine unbelebte Speise hätte eben die Dienste gethan? Dieß wissen wir nicht, mein lieber Emil! Sie wissen, daß wir in einzelnen Fällen, wo wir die Absicht der göttlichen Weisheit nicht begreifen können, doch müssen überzeuget seyn, daß es so am besten gemacht war. Warum müssen wir so denken.

E. Weil wir unzählige offenbare Beweise der grossen Macht und wunderbaren Weisheit Gottes überall antreffen, und auch davon genugsam überführet sind, daß gar vieles seyn und geschehen und gut seyn kann, ohne daß wir begreifen, wie und warum.

M. Also wenn wir auch weiter nichts zu sagen wüßten, keinen Grund finden könnten, warum so viele Thiere andern zur Speise dienen: so dürften wir doch sicher annehmen, daß dieses seinen guten Nutzen haben müsse. Aber dieser Nutzen ist so verborgen nicht. Ich will dieß nur für eine Muthmassung ausgeben,

 daß

daß vielleicht eine Speise, die schon zu einem thierischen Körper gehöret hat, schon organisirt war, für einige Arten der Thiere, in gewisser Absicht heilsamer und bequemer ist. Ist es aber nicht gewiß, daß Leben und Empfindung haben, ein Glück genennet zu werden verdiene?

E. Ja wenn es einem wohl gehet; wenn man gesund ist.

M. So ist es. Aber die Thiere sind doch meistens gesund und wohl. Die kleinen Fischgen sind so lustig im Wasser. Die Käfer schwärmen so munter in der Luft herum. Ohne Zweifel sind sie vergnügt und freuen sich ihres Daseyns.

E. Daran ist kein Zweifel.

M. Also hat sie Gott geschaffen, weil er gütig ist?

E. Ja wohl.

M. Und es wäre Schade, wenn er sie nicht geschaffen hätte?

E. O es wäre Schade!

M. Also sehen Sie, daß es besser ist, daß aus der Materie, die zur Speise für so

viele Thiere nöthig war, lebendige Creaturen gemachet worden sind, die auch eine Zeitlang an der Glückseligkeit Theil nehmen, die in dieser Welt genossen wird; als wenn diese kleine Thierchen in der Luft, im Wasser und auf der Erde, die nur größtentheils andern zur Speise dienen, leblose Materie geblieben, nicht zur Empfindung gekommen wären. Ist es nicht also?

E. Was Sie sagen, ist richtig. Aber ich dächte, alle diese Thierchen, die geschaffen worden sind, hätten da seyn können, und doch noch leblose Speisen auch, daß iene nicht hätten umkommen müssen?

M. Aber da könnte ich ia wieder so schliessen, wie vorher? Aus dieser Materie hätten nun wieder Thierchen geschaffen werden können?

E. Es ist wahr; ich begreife es nun wohl.

M. Ich kann Ihnen noch mehr zu ihrer Beruhigung sagen. Es ist kein so grosses Unglück für ein Thier, als Sie sich vielleicht vorstellen, von einem andern getödtet und aufgezehret zu werden. Sterben muß es einmal doch. Und ohne Zweifel stirbt es mit mehr Schmer-

zen, wenn es vor Hunger oder Kälte stirbt, oder vom Alter ausgezehret verschmachtet. Der Tod ist einem Thiere nicht so etwas fürchterliches, wie einem Menschen. Die lebhaftere Vorstellung, das Bild der Sterbenden, das die Phantasie uns vormahlet, der Abschied von den Geliebten, die Furcht vor der Zukunft, und noch mehr andere Betrachtungen, machen den Tod so schrecklich für uns Menschen. Beym unvernünftigen Thiere, das die Ueberlegnng nicht hat, kann er also weiter nichts seyn, als eine dunkele Empfindung der Zerrüttung seiner Maschine. Und diese unangenehme Empfindung dauert da, wenn es von uns geschlachtet, oder von einem Raubthiere zerrissen, oder ganz verschlucket wird, nicht so lange, als wenn es natürlicher Weise stirbt. Und statt daß es da würde verweset seyn, giebt es nun eine wohlschmeckende Speise. Um welches Genusses willen wir Menschen insbesondere auch den Thieren viel Gutes thun. Sehen Sie hier wieder einen Beweis, daß der Schöpfer die Glückseligkeit der empfindenden Wesen auf das gütigste bedacht hat.

E. Aber dieß ist also doch eine Grausamkeit, wenn man ein Thier martert, und die

Em-

Empfindung des Sterbens ihm verlängert? Man sollte es so geschwinde tödten, als es seyn kann, damit es nicht lange leiden darf.

M. Da haben Sie vollkommen recht. Ich verabscheue alle Grausamkeit gegen Thiere; es reget sich unsere eigene natürliche Empfindung schon dagegen. Wer es dann einmal so weit bringet, daß er mit Thieren kein Mitleiden mehr hat, der wird bald auch gegen Menschen grausam seyn. Ohne Noth, ohne wenn sein Leben uns schädlich oder sein Tod uns nützlich ist, soll man kein Thier vorsetzlich umbringen. Sie gehören Gott zu, und sind dessen Geschöpfe, wie wir auch. Vielweniger ist es recht, sie zu martern. Die ein Vergnügen daran finden, mögen sehen, wie sie es verantworten, wenn sie einmal Rechenschaft dafür geben sollen. Ich wende meine Augen davon ab.

E. Der Papa, wie Sie wissen, hält nichts von der Parforceiagd. Ich möchte auch nicht mit zusehen; ich entsetze mich vor der Beschreibung, die man mir davon gemacht hat. Aber warum saget es denn niemand denen, die sich damit belustigen, daß es eine Sünde ist?

M. Sie könnten es wohl für sich wissen. Ich urtheile nicht gerne über die Handlungen grosser Herren. Man ist ihnen Ehrfurcht schuldig, weil das Wohl der Länder von ihnen abhänget. Unterdessen kann ich kein Geheimniß daraus machen, daß sie auch ihre Fehler haben, wie andere Menschen, und daß nicht alles recht ist, was sie thun. Derienige würde seine Tugend und seine wahre Glückseligkeit sehr schlecht bedenken, welcher sich dadurch zu einer Handlung berechtiget glauben wollte, daß er grosse Beyspiele vor sich sieht.

E. Aber darf man es ihnen denn nicht sagen, wenn sie etwas Böses thun?

M. Wenn man überzeugt ist, daß es unrecht ist, und wahrscheinlich hoffen kann, daß man dem Unrecht steuren werde, wenn man seinen Mund öffnet: so soll man es thun. Ausserdem ist es Pflicht, ehrerbietig still zu schweigen; es sey dann, daß einem sein Amt zu reden befiehlet, oder daß sie uns selbst dazu auffordern. Aber davon werden wir künftig noch Gelegenheit haben, mit einander zu sprechen.

Itzo will ich Ihnen noch eine dritte Anmerkung sagen, ihren vorigen Zweifel zu heben. Diese Thierchen, die nur scheinen auf der Welt vorhanden zu seyn, um, nach einer kurzen Dauer, von andern aufgezehret zu werden, haben ausserdem noch einen grossen Nutzen. Die Beobachtungen der Naturlehrer zeigen, daß ein grosser Theil der Insecten sich von faulen und giftigen Sachen nähre; welche die Luft verunreinigen und ungesund machen würden, wenn sie nicht durch diese Thierchen weggeräumet würden, in deren Leib sie wieder zu einer heilsamen Speise werden. Ich könnte noch mehr zu dieser Materie dienliches anbringen, aber sie würden itzo nicht alles merken können, wenn ich noch weitläuftiger wäre –

Ich gebe mit Fleiß dieses Beyspiel einer Unterredung, um die Art, wie wir die natürliche Historie mit einander studierten, dadurch zu erläutern. Ich habe dabey zugleich auch weisen können, wie ich itzo über gewisse delicate Materien mit ihm zu reden gewohnt war, wenn es seyn mußte. Daß ieder Hofmeister iedem Eleve alles dieses wieder vorsagen solle, ist darum

meine Meinung nicht. Muster von Dialogen sollen unsere Unterredungen auch nicht seyn. Nur Materialien dazu in einiger Ordnung.

Ich habe genug von der natürlichen Historie geredet. Wenn ich wüßte, daß einer von meinen Lesern unsern vortreflichen Reimarus noch nicht kennte – doch wer wird so unwissend seyn! Aber genug gelesen haben doch wohl noch nicht alle dessen Betrachtungen über die natürliche Religion und über die Kunsttriebe der Thiere; Bücher, die für den Verstand und für das Herz sind, und einer ganzen Nation Ehre machen.

Wie viel das Zeichnen durch dieses Studium gewonnen, und wie es hingegen auch ein Antrieb dazu war, wird man von selbsten begreifen.

Das andere, was wir itzo vornahmen, waren mechanische Künste. Wird wohl iemand mir den romanenhaften Einfall zutrauen, daß ich meinen Emil auf sechs Wochen zu einem Schreiner verdungen, und um das Taglohn hätte arbeiten lassen? Davon liesse sich wohl in einem Roman eine unterhaltende Erzählung von etlichen Blättern machen; aber wozu nutzte es?

In die Werkstätte der Handwerksleute und Künstler, sowohl in unserm Orte, als in der Nachbarschaft, hatte ich meinen Eleve schon öfters geführet. Die Neugierde hieß ihn selbst oft stille stehen, wenn wir irgend wo vor einem Wagner oder Zimmermann, oder Schreiner vorbey giengen. Es war nicht schwer die Unterredung so bald ich nur wollte, auf die Betrachtung zu lenken, wie viele Leute für uns arbeiten müssen, und wie übel es mit uns stehen würde, wenn wir alles, was ein ieder von uns brauchte, allein besorgen sollten. Zwar ließ ich ihn bemerken, daß die wenigsten unserer Bedürfnisse, die so viele Leute beschäfftigen, nothwendig zu unserer Erhaltung wären. Ein Bauer brauchte anderer Hülfe sehr wenig, ein Wilder noch weniger. Aber wie sollte es einem Manne vom vornehmen Stande gehen, wenn er auf einmal seines Vermögens beraubet, oder, wovon Beyspiele genug vorhanden sind, wenn er in ein Land verwiesen werden sollte, wo er nicht mehr bedienet würde, und sich von seiner Hände Arbeit nähren müßte?

Es kann daraus, fuhr ich fort, nicht die Folge gezogen werden, daß ein grosser Herr ohne Bedienten leben sollte. Es wäre dieß wider die einmal angenommene Begriffe vom Wohlstande, die man nicht schlechthin verwerfen kann. Ja es ist auch bey der ietzigen Einrichtung der Welt Pflicht für vornehme und begüterte Leute, daß sie Personen vom niedrigen Stande Unterhalt verschaffen, und sie deswegen um sich haben, dafür arbeiten lassen, und, wenn sie ihre Treue und Redlichkeit erkannt, weiter belohnen. Aber wenn auf der einen Seite die Menschenliebe, der gemeinschaftliche Ursprung aller Menschen, und ihre brüderliche Verbindung unter einander, einem Herrn schon befehlen, seinen Dienern nicht zu viele Last aufzulegen, sondern ihnen ihr Leben leicht zu machen: so sollte wohl auf der andern Seite ein Mensch, wenn er auch noch von so hohem Stande ist, sich es für eine Ehre schätzen, anderer Hülfe so wenig, als möglich benöthiget zu seyn, zumal ein iunger Mensch, der noch alle seine Kräfte hat. Denn daraus kann sich wahrlich einer keine Ehre machen, daß seine Vorfahren ihm Geld und Güter

genug hinterlassen haben, um sich viele Bedienten halten zu können. Viel mehr Ehre brächte es ihm, wenn er geschickt genug wäre, fremder Dienste entbehren zu können. Sie wissen, daß ich vielerley Dienste, wozu sich unsere Laquaien angeboten haben, nie habe annehmen mögen. Auch sie folgen meinem Beyspiel, und kleiden sich itzo meist selbst an. Sie haben aus der Erfahrung gelernet, daß man sich wirklich darinnen geübet haben müsse, wenn es einem im Nothfalle nicht sauer ankommen soll.

Ich will eben auch nicht sagen, daß es zu bedauern und für ein Unglück zu achten ist, daß bey gesitteten Nationen, einem Theil des Volkes diejenigen Verrichtungen überlassen werden, die mehr Kräfte des Körpers, als des Geistes, erfordern. Wer rechtschaffen ist, wendet die Ruhe, die er dadurch gewinnet, zu andern edlen Thaten an. Er cultiviret seine eigene Geisteskräfte, und macht sich geschickt durch nützliche Entdeckungen, durch Ausbreitung der Erkenntniß heilsamer Wahrheiten, durch Beförderung und Unterstützung der Tugend, durch den Antheil, den er an der Verbesserung oder Auf-

rechthal-

rechthaltung der Gesetze nimmt, zur allgemeinen Glückseligkeit ein vieles beyzutragen. Es ist doch nicht zu leugnen, daß, ohne diese Vertheilung der Beschäfftigungen, die Hoheit der menschlichen Natur nicht hätte offenbar werden können, die so weit gebrachte Wissenschaft, und die vernünftige Verehrung Gottes, nicht bestehen würden; und daß, wer nur will, in der bürgerlichen Gesellschaft erleuchteter Völker einer bessern Glückseligkeit, edlerer Vergnügungen theilhaftig werden könne, als diejenigen Wilden geniessen, von denen Sie die Beschreibung gelesen haben.

Nur sollte dieß nicht zu weit gehen, daß wir den Dank vergäsen, den wir den untern Ständen schuldig sind, oder ihnen gar mit Undank lohnten. Nicht so weit sollte es gehen, daß wir die Menge der Bedürfnisse immer vermehrten, durch immer neue Erfindungen entbehrlicher Dinge, die man doch zuletzt der Mode wegen haben muß. Endlich sollten wir nicht so gar sicher seyn, daß wir nicht eine oder die andere dieser wenig geachteten Künste, wenn wir Zeit und Gelegenheit dazu finden, erlerneten.

Mich dünket, Sie hätten Lust dazu? Und ich sähe es gerne, wenn Sie auch davon sich etwas bekannt machen wollten. Ich will zwar

nicht

nicht hoffen, daß Sie iemals werden durch Korbflechten oder Netzestricken Ihr Brod verdienen müssen. Doch soll sich der Mensch auf allerhand Fälle gefaßt machen. Aber wenn wir auch nicht daran denken wollen: so findet man doch in der Welt fast eben so oft Gelegenheit, mit Kenntnissen und Geschicklichkeiten dieser Art Ehre einzulegen, sich und andern zu nutzen, als mit dem, was man eigentlich Wissenschaft und Gelehrsamkeit nennet. Zum wenigsten giebt es einen angenehmen Zeitvertreib, und schaffet eine für die Gesundheit oft zuträgliche Abwechselung, wenn man mechanische Handthierungen versteht.

Suchen Sie sich von den Handwerkern eines aus, wozu Sie die meiste Lust haben. Ich will es wohl, Ihnen zur Gesellschaft, in meinen alten Tagen mitlernen. Netzestricken kann ich Sie wohl selbst lehren. Und Körbe zu flechten, wissen Sie, versteht unser **Hans** so gut, daß er sich etwas darauf einbildet.

Wie ich ihm diese Zumuthung mit lachender Miene that: so nahm er sie auch lachend auf. Bereit war er gleich dazu, und völlig entschlossen, so bald er sah, daß es mein Wille war.

Es wurde itzo von nichts so oft geredet, als von den mechanischen Künsten und Handwerkern. Der Papa erzählte, daß er in seiner Jugend

gend gedrechselt hätte, und munterte Emilen auf, auch dergleichen etwas zu lernen.

Die Werkstätte unseres Ortes wurden noch einmal besucht, und das Schreinerhandwerk gewählet.

Es wurde iezt auch der ganze Plan unseres Studierens verändert; theils deswegen, weil dergleichen Abänderungen neue Lust erwecken, theils auch, weil die neuen Beschäfftigungen es nöthig machten. Nur der Vormittag war für das eigentliche Studieren, d. h. für Geschichte nach ihrem ganzen Umfange, Unterweisung in der Religion, Mathematik, für das mühsamere Lesen lateinischer und französischer Schriftsteller, Uebung im Schreiben und Zeichnen. Des Nachmittags erst Musik, denn Beschäfftigung mit dem Naturaliencabinette, mit abwechselnder Unterredung. Darauf eine, oder anderthalb Stunden in der Werkstatt. Ermüdend war die Arbeit da nicht, weil wir nur im Kleinen arbeiteten. Also konnten wir noch spazieren gehen, oder, bey üblem Wetter, eine halbe Stunde Billard spielen. Eine Stunde vor dem Essen wurde gelesen. Zweymal in der Woche etwas aus Rollins histoire ancienne oder romaine, einmal aus einem Werke zur natürlichen Historie; einmal der Cornelius Nepos, cursorisch; und die übrigen zween Tage mußte Emil ein Buch wählen. So brachten wir unsere Zeit zu.

Emil

Emil fieng an die Jagd zu lieben, seitdem wir von S* zuruck gekommen waren. Ich gieng mit. Und, was mich in Verwunderung setzte, aber nicht wenig erfreute, er wurde Dichter. Durch mein Beyspiel konnte er es nicht geworden seyn. Denn so lieb ich die Dichter habe, so gerne ich natürliche Schilderungen unschuldiger Empfindungen, oder durch die poetische Sprache verschönerte Sittenlehre lese: so wenig bin ich im Stande, einen deutschen Vers zu machen. Emil hatte fast noch keinen deutschen Dichter gelesen, als Gellerten und den Herrn von Cronegk, dessen Werke eben damals heraus gekommen waren. Aber vom Virgil und Horaz so ziemlich viel; auch einige französische Poesien von Boileau, Voltaire, La Fontaine. Gellerts Fabeln und Erzählungen hattte er von Kindheit an gelesen. Auf Cronegken hielt er ungemein viel, und wurde durch seine empfindungsvolle Sprache auf das lebbafteste gerühret. Er nahm ihn mit sich in Gärten und Wälder, und von seinem Feuer angezündet, mit einigen Horazischen und Virgilischen Gemählden versehen, fieng der bald funfzehniährige Emil an zu singen, von der schönen Natur im Frühlinge, von dem angenehmen Aufenthalte in S. und von der Freundschaft und – Soll ich weiter erzählen, oder soll hier meine Geschichte abbrechen, und eine Seite meines Emils verbergen?

Ich

Ich konnte lange nicht mit mir einig werden, ob ich eine Begebenheit, die sich itzt eräugnete, lieber verschweigen, oder erzählen wollte, und wie ich sie erzählen sollte. In einer Erziehungsgeschichte ist sie gewiß nicht unerheblich. Ob ich sie so erzählen werde, daß die meisten Leser damit zufrieden sind? — Kurz ich will sie erzählen. Aber ein neues Capitel muß ich doch wohl damit anfangen, weil ich bisher von den Studien geredet habe.

Sechszehntes Capitel.

Emil wird krank.

Ich habe bishero versuchet, die vornehmsten Regeln vorzutragen, nach welchen in dem ersten Theile der Jugend die Erziehung eines jungen Herrn mit gutem Erfolge eingerichtet werden könnte. Aber ich habe nie diesen Regeln so viel zugetraut, daß alle Unarten der Jugend, und alles, was man bey der Erziehung nicht gerne siehet, durch genaue Beobachtung derselben gänzlich könnte vermieden werden. Ich wünsche vielmehr, daß man mich von denenienigen unterscheiden möge, die bey dem Unterrichte, den sie von der Erziehung geben, überzeuget zu seyn scheinen, daß alles nach Wunsche gehen müsse; und daß nach ihren Regeln ein

Ele=

Eleve durch alle Stufen der Jugend ohne Fehltritte und Vergehungen, könne fortgeführet werden, bis zum männlichen Alter. Solche Leute gleichen fast ienen Romanenschreibern, die Helden immer gegen Feinde, so ihnen an der Zahl überlegen sind, streiten, und immer siegen lassen. Sie stellen uns Muster auf, die Vergnügen erwecken; aber sie geben uns für die schwersten Fälle wenig Unterricht. Sie erregen in uns den Wunsch, so einen vollkommenen Eleve ziehen zu können, wie sie uns an ihrem Ideal sehen lassen. Aber sie zeigen uns nicht, wie wir einen wirklichen Menschen in der Welt, in welcher wir leben, also bilden oder umbilden können.

Wenn man bey den besten Regeln, einen Eleve vom besonders glücklichen Naturel, und den geschicktesten Hofmeister annimmt: so sind beyde doch Menschen; und iener Kind, Knab oder Jüngling. Zu unordentlichen Begierden, liegt der Grund in der menschlichen Natur. Und ein grosser Theil der Erziehung ist ausser der Gewalt des Hofmeisters. Das, was leblose Dinge dazu beytragen, deren Einfluß auf die Sinnen und auf den Körper überhaupt sehr wichtig ist; und was andere Menschen, unter denen man seyn muß, durch ihre Mienen, Worte und Handlungen, durch ihr ganzes Betragen, den Lehrling sehen und hören lassen, ist zur

Bildung seines Herzens, seiner Denkungsart und seines ganzen Characters nicht weniger wirksam, als was die eigentliche Erziehung thut.

Also würde man sich mit Chimären beschäfftigen, wenn man sich oder andern einbilden wollte, daß, bey einer, auch in aller Betrachtung noch so glücklichen Erziehung, Fehler und Vergehungen, dergleichen einige iedem Alter besondes gewöhnlich sind, iemals gänzlich ausgeblieben wären, oder ausbleiben können.

Ich beschreibe zwar die Erziehung eines iüngen Herrn, der unter die vortreflichsten seines Standes gezählet zu werden verdienet. Das Haus, in welchem ich ihn erziehe, und alle Umstände sind meinen Absichten sehr günstig. Allein ich würde auch nicht im Stande seyn, an meinem Eleve zu zeigen, wie eine gute Erziehung beschaffen seyn müsse, wenn die Umstände, in denen ich mich mit ihm befände, immer hinderlich wären. Unmögliche Dinge kann man dürch Klugheit nicht möglich machen. Unterdessen ist doch gewiß auch mein Emil kein romanenhaftes Ideal, dergleichen in der Natur gar nicht oder sehr selten angetroffen würde. Ich darf hier aufrichtig versichern, daß ich bey Verfertigung dieser Geschichte, von dem, was ich selbst erfahren habe, oder von der Erfahrung meiner vertrautesten Freunde weiß, weiter nicht

abgewichen bin, als daß ich aus Theilen ein Ganzes gemacht habe. Auch habe ich an verschiedenen Orten Anmerkungen einzustreuen gesucht, die denenienigen zur Richtschnur dienen können, welche schon verdorbene Lehrlinge bekommen, oder sonst durch äusserliche Umstände in ihren guten Anschlägen gehindert werden. Jeden unartigen, leichtsinnigen und muthwilligen Streich anzuführen, den mein Emil für sich, oder in Gesellschaft anderer von Kindheit an ausgeübt, hielt ich aus keinem Grunde für nöthig. Ich habe oben mich erkläret, daß Vergehungen, die keine böse Neigungen verrathen oder erzeugen, Unarten und Fehler, die sich mit den Jahren von selbst verlieren, einem wenig Anliegen machen dörfen. Man heißt sie nicht gut; man lässet sie nicht unbestrafet. Nur allzu streng ist man nicht dabey. Aber es sind dieß nicht die wichtigsten Puncte. Die meisten Lehrer und Hofmeister wissen sich darein noch am besten zu finden. Darum mochte ich nicht gar umständlich davon handeln.

Aber was ich itzo erzählen will, kann allein genugsam beweisen, daß ich meinen Eleve nicht schone, bey der Beschreibung, die ich von ihm mache; daß ich mit ihm auch zu thun hatte, was andern Mühe und Sorgen machet.

Emil wurde, was ich wohl voraus sahe, daß er einmal werden würde, aber itzo noch nicht erwartet, und unter bessern Umständen mir gewünschet hätte – er wurde verliebt. Wen dieß befremdet, daß ein so wackerer junger Herr, der so fleißig lernte, so schöne Discurse führte, sich verliebt hat, den mag es immerhin befremden *). Kurz es geschah also. Und ich guter Hofmeister mit aller meiner Aufsicht merkte nicht das geringste davon. Der Bediente mußte mir diese Nachricht bringen. Ich hatte wohl einige Zeit nach unserer Rückkunft, manchmal eine ungewöhnliche Zerstreuung an ihm gemerket, ich fand ihn wohl itzo fleißiger bey den Oden und Liedern als bey den Einsamkeiten, und er selbst sang im Lobe des Frühlings von der Liebe in Ausdrücken, die Empfindung zu verrathen scheinen könnten. Doch da ich keinen Gegenstand für ihn fand, hielt ich es blos für Nachahmung. Und ob ich gleich seit etlichen Tagen seine Gänge nicht alle recht verstund: so dachte ich doch am allerwenigsten an das, was wirklich vorgieng.

Den Gegenstand, in welchen sich Emil verliebte, hier zu schildern, und eine ganze

lange

*) Viele wird es so wenig befremden, daß sie sich nur darüber wundern werden, warum ich mit so vieler Vorbereitung eine so gewöhnliche Sache erzähle.

lange Geschichte von dieser Begebenheit zu machen, halte ich für sehr überflüßig. So viel muß ich sagen, daß, ausgenommen, daß es nur ein Gärtnersmädchen war, alle Umstände zur Entschuldigung des Verliebten dienen könnten. Aber mir war es itzo um ein Mittel zu thun, wodurch der Sache schleunig und aufs Beste abgeholfen werden könnte; und nur davon habe ich meinen Lesern Rechenschaft zu geben.

Noch etliche Tage wartete ich, theils um mich von der Wahrheit dessen, was mir hinterbracht worden war, zu versichern; theils um die Gemüthsverfassung des Jünglings – Emil war es wenigstens dem äusserlichen nach – genau auszuforschen.

Unterdessen gieng ich mit mir selbst zu Rathe, wie ich mich hierbey am klügsten verhalten möchte. Ich konnte mit Emilen nicht reden, wie mit einem iungen Menschen, der schon mehr Jahre und Erfahrung hat. Und doch war die Leidenschaft schon heftig. Sein Herz dachte an nichts Böses; das wußte ich gewiß, und sah es bald auf eine überzeugende Art. Aber dieß ist hier noch lange nicht zur Beruhigung genug. Annete und Lubin hatten auch nichts Böses im Sinne. Und wie

viele andere nicht, die eben so unschuldig, wie diese beyde waren, obgleich nicht so unwissend? Von dieser Zahl war Emil.

Ich weiß wohl, daß einige der Meinung sind, man müßte mit einem Knaben, der nun in die Jahre eintritt, wo sich die Natur zu fühlen anfängt, gerade heraus reden von dem andern Geschlechte, und von der Neigung gegen dasselbe u. s. w. Die Unwissenheit wäre die Quelle der Begierden; die dunkeln Vorstellungen, aus welchen die geschäfftige Einbildungskraft allerhand Phantomen schüfe, erhitzten mehr, als deutliche Begriffe. Wenn man einen jungen Menschen mit diesen Sachen familiarisirte, so machte er weniger daraus.

Ich weiß nicht, was meine Leser von dieser Lehre halten werden. Ich habe nie Lust dazu gehabt. Die Empfindungen lassen sich wirklich nicht weg discuriren. Aber dieß hat man von der angegebenen Familiarisirung, daß der junge Mensch fein bald die Schamhaftigkeit verlieret, welche die Natur der Unschuld dieser Jahre zum Schutze gegeben hat. Und wenn man auch in einem feyerlichen Tone, wie man von heiligen Sachen redet, dem Knaben oder Jünglinge seine Empfindungen, und das, was er etwa an Thieren sieht, erklä-

erklären und zu deutlichen Begriffen machen wollte: so weiß ich doch nicht, ob man durch diese deutliche Erkenntniß, zu welcher sich immer wieder Empfindung gesellet, etwas gewinnen würde. Er wird nun frey reden. Er wird sein Recht zu gewissen Forderungen beweisen, die man ihm itzo doch noch nicht zugestehen will, und nur desto leichter der Sophiste seiner Begierden werden können. Doch ich will in einer so delicaten Sache meine Meinung nicht zur allgemeinen Regel machen. Der Aufseher habe nur immer ein wachsames Auge, daß die Natur sich nicht aus Unwissenheit auf Abwege verirre, die zum schrecklichen Verderben führen. Wenig zu reden befiehlet auch hier die Klugheit ganz gewiß.

Ich war eine Zeitlang ungewiß, ob ich die Sprache der Mienen zuerst gebrauchen, allgemeine Moral oder Umschweife wählen sollte. Aber nachdem ich genugsame Kundschaft eingezogen hatte; hielt ich fürs Beste, die Sache rasch anzugreifen. Als die Vormittags-Lectionen vorbey waren, und Emil zur Stube hinaus wollte, hieß ich ihn da bleiben; und ernsthaft redete ich mit ihm:

Emil Sie sind auf bösen Wegen. Ich weiß alles, was vorgeht. Sie wissen wohl

selbst nicht, was sie vorhaben. Aber Sie sind auf bösen Wegen – Fürs erste verlange ich von Ihnen, daß Sie mir itzo, wie bisher, glauben und trauen. Sie haben es bisher immer gethan, und Sie haben erfahren, daß es Ihnen gut gewesen ist. Thun Sie es itzt nicht, folgen Sie meinem Rathe nicht auf das genaueste: so habe ich nichts mehr bey Ihnen zu thun. – – Meine bisherige Mühe und Sorgfalt, die ich von Ihrem vierten Jahre an auf Sie verwandt, ist dann vergebens gewesen. Damit Sie in solchen Stunden der Vernunft folgen möchten, habe ich eilf Jahre mit Ihnen zugebracht, des Tages gearbeitet, und oft eine Nacht hindurch gesorget. Und es ist vergebens. Sie achten nicht auf Vernunft! –

Hier mußte ich den Ton abändern. Denn Emil war fast ohne Empfindung. Hören Sie mich, lieber Emil, mein Sohn, weil es noch Zeit ist – – Sie sind auf Wegen, auf welchen schon viele Jünglinge der Schande und dem Verderben zugeeilet sind, die man für die Tugend auferzogen hatte, und von denen ihre Familie Ehre hoffete. Sie haben nichts Böses im Sinne. O, dieß weiß ich. Sie fürchten Gott. Wenigstens war ihr Herz so beschaffen, als Sie sich noch nicht vor mir verbargen. Noch bin ich davon überzeugt. Sie haben nichts Böses im

Sinne.

Sinne. Aber was haben Sie denn vor? Dieß sollten Sie sich doch fragen.

Ich könnte blinden Gehorsam von Ihnen fordern. Den wären Sie mir wohl schuldig. Ich hätte ihr Vertrauen verdienet. Aber wenn meine Stimme allein nicht kräftig genug ist, Sie von dem Irrwege zurück zu rufen: so hören Sie die Stimme der Vernunft. Itzo sind Sie etwa noch im Stande sie zu hören.

Fassen Sie sich, mein Emil; wir wollen mit ruhigem Gemüthe eine Frage untersuchen, von der vielleicht ihr ganzes Heil abhänget. Wollen Sie auf einem Wege zu laufen, unbesonnen fortfahren, von dem Sie gewiß wissen, daß er keinen glücklichen Ausgang haben kann! – – Auf einem solchen Wege sind Sie. Sie dulden eine gefährliche Neigung in sich, und sie ist schon zur Leidenschaft geworden? eine Neigung, die Sie schon itzo zu Handlungen antreibt, die sie müssen zu verbergen suchen, vor meinen Augen und vor den Augen aller rechtschaffenen Leute; eine Neigung, deren Begierden immer stärker werden, ie mehr sie ihnen nachgeben, und immer weniger befriediget werden können; wenn Sie nicht Vernunft und Tugend, die Liebe ihrer Eltern und ihre Zufriedenheit aufs ganze künftige Leben verlieren wollen. Ich schone

ihrer Unschuld und ihres Herzens, das sich darüber betrüben würde. Sonst würde ich Ihnen die Schandthaten, die Verbrechen, nennen, die man von ihrer Leidenschaft befürchten muß. — Sie erschrecken über diese Rede? Ja, Emil ich muß sie wiederholen. Wenn Sie nicht itzo gleich umkehren, und sich wieder in meine Arme werfen, und sich wieder von mir führen lassen, nicht mehr vor mir sich tückisch entfernen, bis die Gedanken, von denen Sie itzo voll sind, Ihnen ein Abscheu geworden: so sind Sie verlohren. Sie haben nichts Böses im Sinne. Aber Gutes auch nicht. Das wissen Sie wohl. Sonst hätten Sie sich nicht verstecket. Und es wird das, was Sie schon gethan haben, sie noch genug Thränen der Schaam und der Reue kosten, wenn Sie wieder zu sich werden gekommen seyn. — Aber sie verabscheuen es schon itzo, sie beweinen es — Sollte es ihr Herr Vater wissen, der so viel auf sie hält! — O ich will ihm die Betrübniß ersparen, wenn es auf mich ankommt — Wenn Sie bald wieder der vorige Emil seyn werden, der unschuldige, der redliche. — Wollen Sie es wieder seyn? — O so freue ich mich. Aber ich bin nicht beruhiget. O, Emil, ich werde es noch lange nicht seyn! So lange ich noch fürchten muß, daß Sie sich trauen. — Ich will sehen was Sie machen werden. Gott beobachtet alle

ihre

ihre Tritte. Und ihre Gedanken. Sie werden sich vor mir auch schwerlich mehr verbergen können. Sie haben mir genugsame Ursache zum Mißtrauen gegeben. Doch Sie wollen es nicht. Ich sage Ihnen nur noch dieß. Fürchten Sie sich itzo am meisten vor sich selbst; und trauen Sie ihrem Herzen nicht. Denken Sie diesen ganzen Tag und noch viele folgende an das, was ich Ihnen itzo gesaget habe; und an die Frage, die ich Ihnen mitgebe: Würden wohl so viele Leute sich ins Verderben stürzen, wenn Sie das Verderben vermutheten?

So weit diesesmal. Emil genas. Noch eine Hauptunterredung gab es zwischen uns beyden über diese Sache. Leidenschaften können die Ideen verfeinern. Dieß habe ich auch hierbey erfahren. Emil fragte: Warum diese heftigen Begierden, wenn man ihnen widerstehen muß? Antw. Weil dem Menschen eine Vernunft gegeben ist, die er üben soll. Dadurch unterscheidet er sich vom Viehe, und wird zu höhern Seligkeiten geschickt.

Emil genas nach Wunsche; und war eine geraume Zeit gesund am Körper und Geiste. Im Herbste wurde er von einem Fieber befallen, das gefährlich zu werden schien. Ich erwähne

wähne dieses Umstandes, weil auch hier ein Hofmeister besondere Pflichten auf sich hat, und die Liebe seines Eleve dabey gewinnen oder verlieren kann. Was er zu thun habe, sagt Vernunft und Billigkeit einem ieden so laut, daß ich es nicht zu sagen brauche. Vielleicht war zur völligen Genesung des Gemüthes diese Krankheit dem Emile noch nöthig. Die Güte seines Herzens offenbarte sich hier besonders. Und über die heilsamen Wirkungen der christlichen Religion hatten wir alle Ursache den Herrn zu preisen. Er äusserte, da seine Krankheit gefährlich schien, ein Verlangen nach dem Gebrauche der Gnadenmittel, die Gott der Kirche verordnet hat. Man würde sie ihm auch itzo, nach kurzer Vorbereitung ertheilt haben, wenn die Besserung nicht bald erfolget wäre.

wähne dieses Umstandes, weil auch hier ein Hofmeister besondere Pflichten auf sich hat, und die Liebe seines Eleve dabey gewinnen oder verlieren kann. Was er zu thun habe, sagt Vernunft und Billigkeit einem ieden so laut, daß ich es nicht zu sagen brauche. Vielleicht war zur völligen Genesung des Gemüthes diese Krankheit dem Emile noch nöthig. Die Güte seines Herzens offenbarte sich hier besonders. Und über die heilsamen Wirkungen der christlichen Religion hatten wir alle Ursache den Herrn zu preisen. Er äusserte, da seine Krankheit gefährlich schien, ein Verlangen nach dem Gebrauche der Gnadenmittel, die Gott der Kirche verordnet hat. Man würde sie ihm auch itzo, nach kurzer Vorbereitung ertheilt haben, wenn die Besserung nicht bald erfolget wäre.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Feder, Johann Georg Heinrich,

Der neue Emil oder von der Erziehung nach bewährten Grundsätzen

Bd.: [1]

Erlangen (1774)

Paed.th. 1318-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10762738-6
VD18 12733857-001